Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 47 Marburg i. H., den 19. November 1908

Inhalt: Totensonntag — Schleiermachers Gebet am Totenfest 1829 — Todesfurcht und Todessehnsucht — Der Phönix, ein Sinnbild der Unsterblichkeit — Briten und Deutsche — Die deutschen protestantischen Kirchen in Nordamerika. Schluß — Gedanken zur Gemeinschaftsbewegung — Verschiedenes: Aus einem Leben voller Leuchten und Wunder (Brennecke); Der religiöse Unsterblichkeitsglaube (Steinmann); Das Verhältnis von Taufe und Kirche (Rietschel); Die Bedeutung der Kindertaufe (Kühn); Studien zur Geschichte des Protestantismus (Spalding-Stephan, Toland-Zscharnack); Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben (Rost); Die zweite Haager Konferenz usw. (Fried); Der Zweikampf Fehr); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Totensonntag

Sie gehet hin zum Grabe, daß sie daselbst weine. Evang. Joh. 11, 31.

Bald wird des Winters feierliche Macht
in Silberglanz die müde Erde betten.
Da leuchtet wundervolle Blütenpracht
noch einmal auf des Schmerzes heilgen Stätten.
Die stillen Hügel schmückt ein reicher Flor.
Unüberfehbar will die Schar erscheinen
der ernsten Wandrer an des Friedhofs Tor — —
sie gehen hin zu Gräbern, daß sie weinen.

Ja weine, Menschenkind! Dein Herr und Hort,
dein Heiland selbst enthielt sich nicht der Tränen.
Wohl dir! — beseligt durch sein Lebenswort
darfst du an seine Brust die Stirne lehnen.
Den Hoffnungsblick in seiner Liebe Licht
vermag des Todes Rätsel nicht zu rauben.
Von Gräbern kehre heim zu deiner Pflicht
an deines Meisters Hand, getrost im Glauben.

Anna Dix

Schleiermachers Gebet am Totenfest 1829

Herr Gott und Vater! Dank sei dir, daß du unter uns hast aufgehen lassen das Wort des Lebens; daß die Saat, welche dein Sohn ausgestreut, auch unter uns einen fruchtbaren Acker findet; daß wir Alle des Glaubens teilhaftig geworden sind, der unsre Seelen mit dir verbindet! Dank sei dir für den, durch welchen du Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht! Laß uns Alle immer mehr in seinem Wort und seiner Liebe leben, auf daß wir, von deinem Geist gestärkt und getröstet, auch überall dich finden, verehren und lieben in deinem unerforschlichen Rat unsrer Erlösung und Belebung durch deinen Sohn. Dazu laß denn überall in der Gemeinde der Christen gesegnet sein die Verkündigung deines Sohnes. Und da wir heute ein Jahr des kirchlichen Lebens beschließen, so gib, daß wir recht dankbar gegen dich die Segnungen, die uns geworden sind, erkennen und je länger je mehr es erfahren, daß wir alle Geduld, mit der wir die Leiden tragen, alle Freude des Glaubens, mit der wir dem Bösen widerstehen, nur diesem Leben Christi verdanken, auf daß wir auch in Zukunft uns an nichts halten als an diesem Wort des Lebens und mit seinen ersten Jüngern auch alle Nachkommen sagen mögen: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen bens!

Dieses bisher unbekannte Gebet hat Schleiermacher am Totensonntag 1829 — bald nach dem Tode seines Sohnes Nathanael — als Einleitung zum allgemeinen Kirchengebet gesprochen. Der Text der Predigt war 1. Petr. 1, 24 f.: „Alles Fleisch ist wie Gras .... des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit." Die Predigt selbst ist nach einer Nachschrift abgedruckt in der Grosserschen Ausgabe der Predigten Schleiermachers, Berlin 1873, II, S. 478. Eine andere Nachschrift, die ich vor kurzem mit dem Grosserschen Druck vergleichen konnte, enthält das hier erstmals veröffentlichte Gebet. Johannes Bauer

Todesfurcht und Todessehnsucht

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Wenn er leise atmend sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt. (Claudius)

Wer das einmal durchlebt, wer diesen Stundenschlag vernahm, als ein über Alles geliebtes Leben darunter zusammenbrach, der kennt keine Todesfurcht mehr. Denn wie auch ihn das leise Atmen des Todes streifte, so berührte auch ihn der Firnhauch der Ewigkeit. Ueber die vor ihm liegende, vereinsamte Wegstrecke gleitet der Blick hinweg in lichte Fernen, Fernen, die weder Zeit, noch Raum kennen. Was die Menschen das Schwerste nennen, das zieht vorüber wie Dämmerschatten vor dem Auge des Träumenden, dem schon der erste Morgenhauch die Stirn kühlte. Warum kann es nicht so bleiben? Warum berührt uns die allmähliche Wiederkehr ins Tagesleben wie ein schreckliches Erwachen? Bleigrauer Werktag schaut herein, statt der ewigen Sonne. Was uns nur ein Traum, ein Schattenspiel schien, bedrängt uns wie rauhe, unerbittliche Wirklichkeit.

„Erde zu Erde, Staub zu Staub" — das klang uns damals wie aus weiter Ferne und übertönt nun alles Andere. Mitten unter den Menschen, die nun wieder ihre Forderungen an uns stellen, wieder ein frisches Aufmerken auf das, was der Tag bringt — verlangen, finden wir uns ganz allein. Vor uns eine kalte, öde Wegstrecke. Wohin führt sie? Die Pforte scheint geschlossen. Der graue Tag wandelt sich in tiefe Nacht, ohne Sterne, ohne Ziel. Aus dieser Nacht lösen sich grausame Gespenster: Zweifel ohne Zahl, Reue, Heimweh. Tagaus, tagein treibt uns dies Heimweh zu den Gräbern und geht wieder mit uns zurück, in die vereinsamten Räume. Dem von Todesfurcht Befreiten ersteht eine gefährlichere Feindin: Todessehnsucht. Die legt alle Kräfte lahm, daß die Menschenseele nicht leben und nicht sterben kann. Wie ein zitterndes Laub, das der Herbststurm vergaß, als er die andern vom Baume riß. Gegen diese Feindin hilft nichts „denn allein ein guter Wille". Leben wollen, weil wir leben sollen. Dies Sollen weist auf einen größeren Willen, und wo der sich mit dem ehrlichen Willen eines ringenden Menschen berührt, fällt schon der erste Tagesschein in die Nacht der Zweifel und des Heimwehs. Gottes Wille — Gottes Weg. Wir wissen nicht, wo sie weilen, die wir sehnsuchtsvoll auf tausend irren, oft so törichten Pfaden

suchten. Eins aber steht fest: sie gingen auf Gottes Weg. Sie gingen? Hat denn Gottes Weg ein Ende? Nein! Stufen zur Höhe. Also: wir gehen auf einem Weg. Jetzt noch. Täglich, stündlich. Mit jedem selbstüberwindenden Tun, mit jedem Sieg im Kampf mit Schwäche und Ermattung tun wir einen Schritt vorwärts, der Höhe zu, die sie schon erreichten. Nun lösen sich leise die Fesseln der Zeitlichkeit.

Nun ahnen wir, was das heißen soll: „Von einer Klarheit zur andern."

Ohne Kampf kommt Niemand zur Klarheit. Und wenn unser Weg noch voll Kampf ist, — überstrahlt nicht Alles die Seligkeit, die darin liegt, zu fühlen: es ist Gottes Weg? Und über all unserm Fühlen, Sinnen, Leiden und Hoffen, über Leid und Zeit ahnen wir ein Ziel so leuchtend groß, daß unser Selbst mit seinem Glück und Weh davor versinkt. Die Sehnsucht wandelt sich in Kraft. Wir sind nur noch Wille. Ringender, nicht zu lähmender Wille, der sich unablässig auf dies Ziel richtet, von dessen Größe ein ferner Abglanz die Worte durchleuchtet: Gott Alles in Allen.

Therese Köstlin

Der Phönix — ein Sinnbild der Unsterblichkeit

Das Altertum hat uns mit andern Dichtungen, in denen der Strom der Symbolik rinnt, den tiefsinnigen Mythus vom Phönix geschenkt. Eine lange Folge von Generationen hat an der Gestaltung der Sage gearbeitet. Durch Herodot aus Aegypten nach Griechenland verpflanzt, wurde sie erst im Augusteischen Zeitalter zu jener Allegorie entwickelt, durch die sie sich, unter Abstreifung des eigentlich Mythischen, zu einer Gedankendichtung erhob. Aegypten, so erzählte sich die damalige Welt, kennt einen Wundervogel, der weder Vater noch Mutter hat. Alle 500 Jahre, wann ihn die Schicksalsstunde ruft, erscheint er — man weiß nicht, woher er kommt — und richtet aus wohlriechenden Stoffen einen Scheiterhaufen zu, um darauf zu sterben. Die Flamme lodert hell empor, und aus der Asche des verbrannten Vogels bildet sich nach einiger Zeit ein Wurm, aus dem Wurm dann ein zweiter Phönix, der dahin zurückkehrt, von wo der erste ausgegangen ist.

An die Erzählung hat selbst Tacitus geglaubt. Er berichtet sogar, wenn auch mit Vorbehalt, von vier geschichtlichen Erscheinungen des Phönix unter Sesostris, Amasis, Ptolemäus III. und Tiberius (im Jahre 34 n. Chr.), und bemerkt dazu, daß der wunderbare Vogel, wenn die Zahl seiner Jahre vollendet und er dem Sterben nahe sei, ein Nest bereite und ihm Zeugungskraft mitteile, woraus dann ein neues Wesen hervorgehe, dessen erste Tat die würdige Bestattung des Vaters sei.

Noch andere Ueberlieferungen waren im Umlauf. Sie dienten dazu, den Kern der Erzählung mehr und mehr auf den wunderbaren Vorgang der Selbstverjüngung zusammenzudrängen. An diesem Krystallisierungsprozeß hat auch das Christentum einen tätigen Anteil gehabt. Die alte Kirche fand in dem Phönixmythus ihre größte Hoffnung ausgesprochen, und die angesehensten Väter haben sich auf ihn berufen, wenn sie von der Auferstehung redeten. Schon Klemens von Rom (um 95 n. Chr.) in seinem Brief an die Korinther. Er folgert aus der Phönixsage, daß Gott, der einen Vogel auferweckt, seine Frommen erst recht zu ewigem Leben bestimmt haben müsse. Unter den Lateinern ist Tertullian der erste, der sich auf den Mythus bezieht, in seiner Schrift über die Auferstehung des Fleisches. Er nennt die überlieferte Erzählung den vollwertigsten und zuverlässigsten Beweis der Christenhoffnung und fügt hinzu: Der Herr hat gesagt, daß wir besser sind als viele Sperlinge. Wenn nicht auch besser als viele Phönixe, so wäre es nichts Großes. Sollten die Menschen untergehen, während die Vögel Arabiens der Auferstehung gewiß sind? — Dieser Schluß vom Geringeren auf das Höhere ist noch oft wiederholt worden, und die Sage, auf die er sich gründete, ward ein beliebter Erzählungsstoff, dessen sogar die Poesie sich bemächtigte. Unter dem Namen des Laktantius ist ein lateinisches Gedicht erhalten zum Preise des Phönix, der

Selbst sich gebärend zu höherem Sein, dem Sterben entlockte,
Ahn und Enkel zugleich, ewigen Lebens Gewinn.

Daß ein heidnischer Mythus unverkleidet ins Christentum hinüberwanderte, ist eine ganz singuläre Erscheinung. Die Christenheit der ersten drei Jahrhunderte zumal hat die heidnischen Sagenstoffe im allgemeinen mit leidenschaftlicher Heftigkeit zerpflückt. Sie empfand die Götter- und Heldensagen, an denen philosophische Aufklärung schon längst manche lächerlichen und frivolen Züge getadelt hatte, als das abstoßende Widerspiel ihrer eigenen, auf höchsten Ernst gestimmten Frömmigkeit, ja als den Erbfeind aller wahren Gotteserkenntnis und Gottesgemeinschaft. Wenn sie den Phönixmythus schonte, vielmehr mit Dank entgegennahm, so bedeutet das eine Ausnahme, die der Regel aufs schärfste entgegentritt und eines Erklärungsgrundes bedarf. Zwei Beobachtungen helfen weiter.

Die Predigt von der Auferstehung, mit der das Christentum hervortrat, enthielt in ihrem Schoße Elemente genug, die Anstoß gaben und Abneigung erweckten. Der Widerspruch kam von einer doppelten Seite, von den Aufklärern und den Spiritualisten. Jene verwarfen den ganzen Gedanken, diese die Form, in der er sich aussprach. Der Bericht über die Missionspredigt des Paulus in Athen (Apostelgeschichte, Kap. 17) spiegelt den historischen Tatbestand: als sie von der Totenauferstehung hörten, da spotteten die Einen, die Andern sagten: wir wollen dich ein andermal darüber vernehmen. Der Ernst der Lage wird vollends ersichtlich aus der schweren Krisis, die durch eine Gruppe von Auferstehungsleugnern über die korinthische Gemeinde hereingebrochen war und der zu begegnen Paulus die ganze Kraft seiner Dialektik entbot, in den herrlichen, zu höchsten Glaubenstriumphen sich steigernden Gedankenreihen 1. Kor. 15. Das geht so durch die Jahrhunderte fort. Feinde von innen und Feinde von außen rütteln an der Unsterblichkeitshoffnung. Die zahlreichen Schriften über die Auferstehung, die aus dem christlichen Altertum auf uns gekommen sind, zeugen von den erheblichen Schwierigkeiten, mit denen man zu ringen hatte und die dahin drängten, die alte Frage immer wieder aufzurollen und durchzuprüfen. Es galt, eine Verständigung auf gemeinsamer Grundlage herbeizuführen. Da bot sich den Vätern der Kirche der Phönixmythus mit seiner einladenden Symbolik und Werbekraft — und sie ergriffen das mythische Gestein, um Funken des Glaubens und der Frömmigkeit daraus zu schlagen.

Um so williger, als schon das Alte Testament die Phönixdichtung enthalten sollte. Ambrosius bezieht sich ausdrücklich darauf, und in der Tat scheint das Judentum den Wundervogel gekannt zu haben. Der jüdische Dichter Ezechiel (nicht zu verwechseln mit dem Propheten) spricht bei Eusebius von einem solchen Wesen, wobei er, wie schon Herodot, die Verwandtschaft desselben mit dem Adler hervorhebt. Dies mag dazu beigetragen haben, daß die Züge des Phönix auf diesen selbst übertragen wurden. So von dem Dichter des 103. Psalms, wenn er Gottes Güte an dem Frommen veranschaulicht: Der deinen Mund fröhlich macht, daß du wieder jung wirst wie ein Adler. Der Phönix selbst wird freilich im Alten Testament nirgends mit Namen genannt. Aber die griechische Uebersetzung, die ja die alte Kirche beherrscht hat, half weiter. Es konnte wie eine Fügung erscheinen, daß das Wort für „Palme" im Griechischen Phönix lautet. So las man, ohne den Text zu verwunden, Psalm 92, 13: Der Gerechte wird wie ein Phönix blühen. Und das mit um so besserem Gewissen, als rabbinische Gelehrsamkeit längst ein dunkles Auferstehungsgleichnis bei Hiob auf den Phönix bezogen hatte: Hiob 29, 18.

Das Kernstück der Phönix-Allegorie ist die Idee der Metamorphose. So hat schon Tertullian den Mythus gedeutet und ihn mit dem Saatkorn, das in die Erde gesenkt werden und sterben muß, um zum Leben zu erwachen, in Einen Gedankengang zusammengerückt. Wunderbare Fügung! ruft er aus. Welch ein Tiefsinn in der Natur! Aus einer Verderberin wird sie Erhalterin; sie entwendet, um wiederzubringen; sie verdirbt, um zu bewahren; sie beschädigt, um wiederherzustellen; sie zehrt auf, um reichlicher wiederzugeben. Denn sie stellt in reicherer und schönerer Weise wieder zurück, was sie vernichtet hat, mit wirklichem Wucherzins nach dem Untergang, mit Zinsen nach

dem Betrug, mit Gewinn nach dem Verlust. Die ganze Schöpfung ist auf Wechsel eingerichtet. Alles fängt an, wenn es aufgehört hat. Alles hört auf, um neu anzufangen. Nichts geht zu Grunde, es sei denn zu seiner Erhaltung. (Aus der Schrift über die Auferstehung des Fleisches, Kap. 12.)

Daß dieser Gedanke — Werden und Vergehen als Kundgebungen des sich steigernden Lebens — noch nicht außer Kraft gesetzt ist, kann durch zwei Aussprüche erhärtet werden, auf denen der Genius zweier erleuchteter Geister ruht. Goethe schreibt um 1780: Natur! Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Und zwanzig Jahre später, 1800, schließt Fichte seine „Bestimmung des Menschen" mit der erhebenden Aussicht: Aller Tod in der Natur ist Geburt, und grade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt.

Aber was hat es für einen Sinn, sich mit Ideen und Symbolen zu erfüllen, wenn die Realitäten des Glaubens in Frage stehen? Kann diese naturphilosophische Ausweichung nicht eher Schaden stiften als Nutzen bringen, indem sie die wahren Quellgründe, aus denen wir unsere Hoffnung schöpfen, verdeckt?

Gewiß, das Christentum ist die Religion des Geistes und der Kraft, und es müßte uns bange werden, wenn unsere letzten Hoffnungen auf Analogieen aus der Sinnenwelt oder auf Dichtungen aus vergangenen Tagen gegründet wären. Unser Ewigkeitsglaube quillt aus der Gewißheit, daß Jesus Christus uns durch den Eindruck, der fort und fort von seiner Erscheinung ausgeht, in einen Zusammenhang mit Gott gestellt hat, der durch keine Zeit bestimmt wird und also auch durch das Ende unserer zeitlichen Dauer, den Tod, nicht aufgehoben werden kann. Darum ist es echtes Christentum, wenn Jemand sagt: Ich glaube an eine ewige Bestimmung und glaube, daß sie groß und herrlich ist wie der, der sie verheißen hat, — aber ich vermesse mich nicht, den Schleier aufzuheben, hinter dem das Geheimnis der Zukunft ruht. Vorstellungen können mich nur verwirren; so escheide ich mich, das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Dennoch, grade weil wir wissen, daß kein Symbol an die Realitäten heranreicht, die wir hoffend im Glauben umspannen, dürfen wir, meine ich, uns der Bilder bedienen, um die Richtung unsers Glaubens anzudeuten. Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Unsere letzten Gedanken, wenn sie Kraft gewinnen, sind vielleicht überhaupt nur in Symbolen existierend.

Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.

Nicht daß der Glaube von Bildern lebt; aber er lebt in ihnen: wie schützende Kelchblätter legen sie sich um die zarte Blüte der Religion. Freilich ist zwischen Bildern und Bildern auch dann noch ein starker Unterschied; und wir verzichten gern auf die allzu sinnlichen Gemälde, in denen das Judentum und dann wieder die mittelalterliche Phantasie sich Höllenschrecken und Himmelsfreuden ausmalte. Aber auch der Begriffseifer kann schaden. Das sehen wir an David Friedrich Strauß. Ihm ist mit der Schale zuletzt auch der Kern, die „Substanz" seines Glaubens, verloren gegangen.

Die Glocken des Totensonntags rufen uns zu: Ich glaube an ein ewiges Leben. Was wir erwarten, ist nicht ein sentimentales Wiedersehen in einer verklärten Wiederholung der Erdenwirklichkeit, sondern ewige Jugend in Gemeinschaft mit dem, bei welchem keine Veränderung ist noch Wechsel des Lichts und der Finsternis. So ist uns der Tod die Schwelle des Lebens. Und wir erwarten eine Verwandlung, die das Ewige in uns entschränkt und zu Gott hinaufpflanzt, nicht unähnlich jener Metamorphose, in der der Phönix durch Selbstverbrennung der Selbstverjüngung entgegenschreitet.

Heinrich Scholz

Briten und Deutsche

1. Während des Burenkrieges

Zuerst einige Daten. Am 29. Dezember 1895 unternahm der Brite Jameson, Verwalter des Maschonalandes, auf eigene Verantwortung seinen Einfall in die Burenrepublik Transvaal; am 2. Januar 1896 wurde er in der Schlacht bei Krügersdorp von den Buren gefangen genommen. Am 3. Januar telegraphierte der deutsche Kaiser an den Präsidenten Krüger:

Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit von außen zu wahren.

Unter den befreundeten Mächten, deren Hilfe sich infolge des Kriegsglücks von Krügersdorp für die Buren erübrigt hatte, konnte nur in erster Linie das Deutsche Reich gemeint sein. So ergab es sich aus den engen Beziehungen, die 1895 zwischen Berlin und Pretoria angeknüpft waren, so verstand man es im deutschen Volke. Vertretungen des Alldeutschen Verbandes und der Deutschen Kolonialgesellschaft telegraphierten, adressierten und resolvierten in diesem Sinne an den Kaiser, den Reichskanzler, das Auswärtige Amt. So verstand man es auch im britischen Volk. Zwar erklärte die britische Regierung Jameson und seine Flibustierscharen für „außerhalb des Gesetzes stehend" und also den Ueberfall Transvaals für völkerrechtswidrig. Aber das Telegramm Kaiser Wilhelms verletzte die öffentliche Meinung in England so, daß schon am 6. Januar unser Staatssekretär v. Marschall Gelegenheit nahm dem britischen Botschafter in Berlin zu erklären, daß er „gegen die Auffassung der englischen Presse Verwahrung einlegen müsse, wonach jenes Telegramm eine Feindseligkeit gegen England und einen Eingriff in englische Rechte enthalten solle; der Deutsche sei in Rechtsfragen sehr empfindlich . . ." Die Hamburger Nachrichten aber fanden zu der Wirkung, welche die Depesche des Kaisers auf die öffentliche Meinung in England ausgeübt habe, den Schlüssel darin: im Zorn über diesen Ausdruck deutscher Sympathie mit den Buren habe sie „die bis dahin getragene Maske" „christlicher Heuchelei" vergessen und bekenne sich zu dem Räuberzuge, den sie zuvor anscheinend mißbilligt habe. Und die Kölnische Zeitung stellte anderseits fest: die Kaiserworte „stehen so sehr im Einklang mit der zum Handeln entschlossenen [deutschen] Volksstimmung, und man ist bereits so daran gewöhnt, in Kaiser Wilhelm den Dolmetsch zu sehen, der den Empfindungen seines Volks treffend Ausdruck zu geben versteht, daß man die kaiserliche Kundgebung als das noch fehlende Glied einer Kette von Handlungen betrachtet, das naturgemäß angefügt werden mußte, weil Deutschland es ernst meint, nicht nur mit Worten, sondern mit Taten." *)

Drei und ein halbes Jahr später kam es zum Kriege zwischen Großbritannien und den beiden Burenrepubliken. Er währte vom 11. Oktober 1899 bis zum 2. Juni 1902. Das deutsche Volk stand mit seinen Sympathien auf Seiten der Buren. Es war bei der unpolitischen Masse wesentlich die Teilnahme für den schwachen Teil wider den starken.**) Die überraschenden ersten Erfolge der Buren, ihr dann eintretendes Mißgeschick entfachten sie zu heller Lohe. Oel ins Feuer goß die anscheinend unbarmherzige Kriegführung der Engländer. Unsere Politiker aber, alldeutsche, nationalliberale, nationalsoziale, hatten schon seit Jahren gepredigt, Großbritannien sei der eigentliche Feind unserer notwendigen künftigen Entwicklung, so daß sie gar nicht in der Lage waren, diese Stimmung in irgend welchen Grenzen zu halten. Einzig die deutsche Reichsregierung blieb inmitten der allgemeinen Burenbegeisterung kühl und englandfreundlich. Wilhelm II. von Person hatte bereits seit dem 8. Januar 1896 (Briefwechsel mit der Königin Viktoria) „dem

*) Deutscher Geschichtskalender von Wippermann 1895, 2, S. 154 ff. 360 f. 1896, 1, S. 2 ff. 72 ff. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

**) Es ist ja viel von der Stammverwandtschaft zwischen Buren und Deutschen die Rede gewesen. Indessen wo spüren wir die sonst? Zwischen Holländern und Deutschen? Und mit Engländern und Schotten sind wir ja auch „verwandt".

großmütigen Volke, das gerechte Ursache hatte sich verletzt zu fühlen, seine Hand entgegengestreckt"*) und sich mit seinen Sympathien auf die englische Seite gestellt. Wieweit er darin während des Krieges selbst gegangen ist, weiß heut die ganze Welt.

Heute hat jeder Deutsche Ursache, seine innere und äußere Haltung von damals ernstlich zu prüfen. Denn seit jenen Tagen stammt das heillose Mißtrauen des britischen Volkes gegen uns Deutsche, dem ja Kaiser Wilhelm durch sein jüngstes Eingreifen hat wehren wollen.

Ich kann hier nur an der Haltung der Christlichen Welt diese Prüfung vollziehen. Sofern sie damals auch in ihrem bescheidenen Kreise mit Stimmung gemacht und unser deutsches Volk vertreten hat. Ich hoffe, daß die Erinnerung an das, was wir damals getan und gelassen, zur Stärkung des Gewichts unsrer Schlußausführungen helfen wird.

Obwohl wir gelegentlich in einer Weise für die Buren eingetreten sind, daß das deutsche Burenkomitee Anlaß fand, unser Wort als Flugschrift zu vervielfältigen, sind wir niemals blinde Schwärmer für die Buren und blinde Hasser Englands gewesen. Wir können das leicht beweisen.

Seit 11. Oktober 1899 währte der Burenkrieg. Wiederholt beschäftigten wir uns mit dem Schicksal der evangelischen Missionen auf dem Kriegsschauplatz (Jahrgang 1900, Nr. 3. 4. 8. 9. 10). Ausgesprochen gläubige Kreise, wie sie durch die Allgemeine Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung vertreten waren, gerieten über die allmählich sich einstellenden Niederlagen der Buren in hochgradige Erregung wegen des Versagens der für die Buren an Gott gerichteten Gebete: damals hat G. Traub gegen diese Art Frömmigkeit in einem ernsten Artikel protestiert (1900, Nr. 23). Das war unser erstes Debut zur Burensache. Ich schrieb bei dieser Gelegenheit:

> Die Burenbegeisterung in unserm Volke ist keine rein ethische Leistung. Sie ist zugleich und vielleicht in höherem Maße Ausdruck der antienglischen Stimmung in Deutschland, die eine Stimmung unseres natürlichen Menschen ist. Indem sich diese politisch-nationale Stimmung in sittlicher Entrüstung Luft macht, geraten wir schon ein Stück in den Fehler hinein, den wir den Engländern und ihrem Christentum vorwerfen, in die Heuchelei. Und das um so mehr, als gleichzeitig doch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Weltpolitik, die unser Kaiser inauguriert hat und der der ganze Flottenenthusiasmus gilt, uns politisch folgerichtig ungefähr auf dieselben Bahnen treibt, auf denen wir heute den britischen Imperialismus wandeln sehen, über den wir in kirchlichen und unkirchlichen Blättern nicht genug uns ereifern können.

Erst die Nummer 29 vom 18. Juli 1901 brachte meinen Offenen Brief an den Bischof von Rochester.

Der Burenkrieg zog sich in die Länge. Großbritannien vermochte nicht, mit gewohnten Mitteln den Feind zum Frieden zu zwingen. Es geschahen Dinge und entwickelten sich Einrichtungen, welche eine nicht verächtliche Minderheit im englischen Volke selbst erregten. Was eine Miß Hobhouse, was ein Mr. Stead laut in die Welt hinausriefen, wie sollten wir das nicht hören? Ich hatte damals den Besuch eines Gelehrten aus dem Kapland, holländischer Herkunft, aber britischer Erziehung und Bildung: es war ergreifend, wie er darüber klagte, daß er das Volk, dem er geistig Alles verdanke, jetzt anschuldigen und verachten müsse. Hatte etwa das holländische Blut in seinen Adern ihm den klaren Blick, das ruhige Urteil getrübt? Doch schwerlich so ganz. Gleichviel: war es ein Wunder, daß auch der im Grunde des Herzens englandfreundliche Deutsche jener Tage für die Buren Partei ergriff?

Ich habe dies damals getan in der Weise, die mir dem Beruf einer frommen Presse innerhalb unsrer evangelischen Kirche angemessen erschien: ich habe in der Christlichen Welt den Christen Großbritanniens ins Gewissen geredet. Wie ich dazu kam, gerade an den Bischof von Rochester mich zu wenden, das, und der ganze Briefwechsel, ist wohl unsern Lesern noch im Gedächtnis. Vgl. Jahrgang 1901, Nr. 29, 35 und 43. Auch andre Stimmen mischten sich mit der meinen.

*) Worte desselben Daily Telegraph, der neuerdings die Kaisergespräche veröffentlicht hat. Deutscher Geschichtskalender 1896, 1, 13.

Wenn wir heute an das damals Geschriebene zurückdenken, so werden wir das mit verschiedenen Empfindungen tun. Ich für mein Teil spüre zwar keine Reue; dafür war, was ich damals gesagt habe, zu sehr die notwendige Folge aus der Situation. Aber ich empfinde auch keine reine Freude und Genugtuung. Denn ich weiß heute zu gut, wie wenig ich das britische Volk, das ich anklagte, damals gekannt habe. Und Eine Erfahrung haben wir bei unsrer Stellung damals alle, die leidenschaftlichsten Burenfreunde am wenigsten, vorausgesehen: die politische Freiheit, die Großbritannien dem unterworfenen Burenvolke unter dem britischen Szepter gewährt hat. Das ist groß. Preußen hätte es nicht fertig gebracht.

2. Heute

Der Londoner Korrespondent der Frankfurter Zeitung schrieb aus London vom 4. November Folgendes (F. Z. 309, 3. Mbl.):

> Jeder ruhig Urteilende hier ist überzeugt, daß die letzten acht Tage dem politischen Ansehen Deutschlands in England enorm geschadet haben; mit dem Ansehen schwindet aber auch die Aussicht, jemals wieder in ein leidliches Verhältnis zu kommen. Das Schlimme ist nicht, daß der Kaiser gesagt hat oder haben soll, die Mehrzahl der Deutschen sei englandfeindlich. Daß dies positiv falsch ist, wissen die leitenden Männer hier ganz gut. ... Das wahre Unglück ist, daß die öffentliche Meinung Englands allmählich ganz und gar das Vertrauen zu uns verliert. Und wenn wir ehrlich sein wollen: Tut man uns damit so sehr unrecht? Erst die Krügerdepesche schicken, die Buren zum Widerstande ermutigen, dann ungebeten und gratis mit Feldzugsplänen gegen sie zu Diensten stehen, das ist ... zum mindesten nicht fair. Es ist auch nicht solide. Die Engländer denken realpolitisch, oder geschäftsmännisch, wie man sich weniger wohlwollend manchmal ausdrückt ... Die deutsche Politik ist so rückständig, daß sie heutigen Tages noch mit genialen Impromptus arbeiten will; bei uns passieren immerfort Wunder, und sie sind auch danach. Den Engländern als Kaufleuten ist alles das in den Tod zuwider, und wenn sie diesen Mangel jeglicher Konsequenz, dieses charakterlose Hin- und Herspringen jahrelang mit ansehen, so bildet sich nach ihrer ganzen Geistesrichtung bei ihnen die Ueberzeugung: mit solchen Leuten kann man keine Geschäfte machen! ...
>
> Die Times schrieb vor ein paar Tagen, der Kaiser müsse sich in fundamentaler Unkenntnis des englischen Charakters befinden, wenn er glaubte, mit dem berühmten Interview die Engländer zu gewinnen. Das ist vollkommen richtig. Aber daß Wilhelm II. diese fundamentale Unkenntnis hat, trotz seiner koburgisch-englischen Mutter, seiner Beziehungen zu englischen Sportsleuten und seiner Bekanntschaft mit der Sprache und vielen Details des englischen Lebens, das war hier schon lange bekannt. ... Immer, wenn der Kaiser herkommt, zittern die Leute, denen wirklich daran liegt, daß Deutschland und England gut stehen ... Der Kaiser scheint, als er das letztemal abreiste, geglaubt zu haben: Nun habe ich sie gewonnen! Ein beinahe tragischer Irrtum. Man wird die Engländer nicht gewinnen, indem man um sie wirbt. Sie geben nichts darauf ...
>
> Möchte man doch auch endlich aufhören, die Freundschaftsdeputationen hin und her zu senden. Auch diese Karte ist ausgespielt. Redakteure, Bürgermeister, Pastoren sind hier gewesen und haben ihr Sprüchlein hergesagt. Man fährt sie hier spazieren, bewirtet sie und der Lordmayor gibt ihnen ein Frühstück, wofür er in schlechtem Englisch angestrudelt wird. Solcher Frühstücke gibt der Lordmayor das Jahr über eine Menge, er denkt sich weiter nichts dabei. ... Da aber der deutsche Charakter, gleichgiltig durch wessen Schuld, hier in schweren Mißkredit gebracht worden ist, so scheint es würdig, diese Gastspieltournéen einstweilen nicht zu wiederholen. Man lasse offiziell die Engländer so viel als möglich in Ruhe; das ist das Einzige, was jetzt zu tun ist.

Von den Freundschaftsdeputationen später ein Wort. Zunächst liegt uns an etwas Anderm.

Wir kennen die Engländer nicht, darum behandeln wir sie falsch. Nun, weithin wird man in unserm Volke offen zugeben, daß wir die Engländer nicht kennen. Aber das beunruhigte uns nicht, solange wir vertrauen durften, daß unsre Regierung sie kenne. Unser Kaiser, unsre Diplomaten. Wozu sind Diplomaten eigentlich sonst da? Sie sollen berufsmäßig Menschen und Dinge besser kennen als wir Andern, die keine Zeit und Gelegenheit haben, uns mit ihnen vertraut zu machen. Aber schon längere Zeit bohrt in uns die Sorge, ob unsre deutschen Diplomaten ihrem Berufe wirklich gewachsen sind. Und nun hat unser noch vorhandenes Zutrauen ein unheilbares Loch bekommen.

Alles Schelten auf diesen Zustand nutzt augenblicklich nichts. Es fehlt uns eben da oben an den rechten Männern. Wo aber sollen bessere herkommen? Doch ohne Zweifel aus dem Volk.

Und überhaupt dies Volk. Hat es seine Pflicht getan?

Ist es nicht mitschuldig? Muß es nicht endlich seine auswärtigen Angelegenheiten festentschlossen in die Hand nehmen?

Wir Deutschen überließen diese Sachen bisher viel zu sehr den Fürsten und den Regierungen. Halb aus Bescheidenheit — im Gefühl unsers beschränkten Untertanenverstandes — davon sollen wir behalten, was recht ist. Halb aus Bequemlichkeit — die Verantwortung fürs Ganze uns verbergend, die jeder Einzelne trägt in der Berührung mit Gliedern andrer Staaten oder Nationen, aber auch dann, wenn er es unterläßt, solche Beziehungen aufzusuchen und zu pflegen.

Wir müssen immer wieder uns darauf besinnen, daß wir als deutsches Volk erst seit 1870/71 politisch existieren. Die Aera Bismarck wurde durch die Wucht dieses Mannes für uns zu einem Zeitalter der Unmündigkeit. Es gibt überall im Leben solche Menschen, die, weil sie selbst so viel leisten, nicht die Gabe haben, Andre zu eignen Leistungen zu erziehen. Die Aera Wilhelms II. konnte uns eine Weile über das Bedenkliche dieses Zustands hinwegtäuschen. Ein Führer wie Bismarck war der Kaiser nicht, aber in der Unmündigkeit wurden wir weiter erhalten. Daß das ein Unglück geben müsse, merkten allmählich Viele; heute sieht Jeder, daß wir am Rande eines Abgrunds angekommen sind. Plötzliche Hilfe gibt es nicht. Nur die erschrockene Einsicht kann Grund zu allmählicher Besserung legen. Vielleicht gibt uns Gott Zeit dazu. Wenn es jetzt um Casablanca Krieg gegeben hätte, das wäre schrecklich gewesen. Ohne Begeisterung, ohne Vertrauen wäre unser Volk in diesen Krieg eingetreten. Ob Kriegsmacht und Kriegskunst allein den Sieg gewinnen können? Ein furchtbares Experiment!

Es gibt Parteien in unserm Vaterlande, die es schon wieder für patriotische Pflicht erklären, daß von dem moralischen Elend, in dem wir uns befinden, so wenig wie möglich geredet werde. Das mag für manche Instanzen richtig sein. Aber es ist falsch für alle Berufe, die es irgendwie mit der Erziehung unsers Volkes zu tun haben. Es gilt nicht für uns. Das Gegenteil gilt für uns. Eingegraben werden muß das Gedächtnis der gemachten Erfahrung in die Gewissen aller guten Deutschen, daß sie ihrer nimmer mehr vergessen.

Und womit wir endlich Ernst machen müssen, das ist dies, daß wir die andern Völker mit Fleiß kennen lernen. Gott Lob hat das Studium der Fremdsprachen von heute zugenommen. Auch gereist wird mehr, und nicht nur nach der Schweiz und Italien. Aber durch Sprache und Literatur, durch Natur, Kunst und Geschichte hindurch müssen wir die Menschen suchen lernen. Bis wir sie finden. Hierzu ist noch kaum der Anfang gemacht. Hierzu fühlen die Meisten noch kaum die Verpflichtung.

Ein Gradmesser für diese Rückständigkeit ist das bei uns herrschende Urteil über die Friedensbewegung. Ein Urteil, wie es selbst unter den Lesern dieses Blattes noch anzutreffen ist. Man versteht unter Friedensbewegung irgendwelche Schwärmerei für die Friedensphrase. Man sieht nicht die Arbeit, man sieht nicht die „Bewegung“. Die Interparlamentarische Konferenz könnte ja manchem das Auge geöffnet haben. Wo liegt die innere Kraft der heutigen Friedensbewegung? In dem Verkehr politisch lebendiger Menschen aus den verschiedenen Nationen. Es ist lächerlich, ihnen einen Vorwurf zu machen aus ihrer Schwäche, daß sie nicht alsbald jeden Krieg unmöglich machen können. Ja können denn das unsre Diplomaten und Fürsten? deren Mund doch auch bei jeder Gelegenheit von Friedensliebe überfließt. Oder sieht man das bei diesen von vornherein als Schwindel an? Und verachtet dagegen die Friedensleute, weil es ihnen mit dem Frieden Ernst ist? Gleichviel, über die Schätzung von Krieg und Frieden streiten wir jetzt nicht; die theoretisch-prinzipiellen Auseinandersetzungen darüber müssen auch sein: aber die Hauptsache ist, daß aus dem Nebeneinanderher der Staaten und Nationen, das nur zu leicht ein Voneinanderweg und ein Widereinander wird, ein Miteinander werde. Ein mit einander leben und Fühlung halten. Und dazu sind die Völker als solche, dazu ist Jedermann im Volke, dazu sind insbesondre die Patriotischen und Politischen im Volke berufen.

Der Londoner Korrespondent der Frankfurter Zeitung redet geringschätzig von den Freundschaftsdeputationen hin und her. Er hat Recht darin, daß augenblicklich die Lage für dergleichen zu gespannt ist. Aber er karikiert unnötig. Einen Lunch beim Lordmayor von London wird kein heller Teilnehmer solchen Pilgerzuges als etwas Andres ansehn, denn als ein interessantes Stück des gastfreundlichen Programms. Aber die Tatsache der Einladungen herüber und hinüber ist doch ernster zu nehmen. Wir Pastoren z. B. haben uns ja den Engländern und Schotten gar nicht aufgedrängt! Wir sind doch geladen und gefeiert worden! Und da von selbst bei solchen Anlässen Fachleute und Interessengemeinden sich berühren, sind die Vorbedingungen eines weitgehenden Kennenlernens trotz kurzen Zusammenseins wohl gegeben. Der Champagner tuts freilich nicht, und die Drei Mark-Zigarre auch nicht; die „Sprüchlein“ gelten schon mehr, weil sie bei dem nicht frivolen Teilnehmer der Expedition jedenfalls Gedankengänge und Verpflichtungen auslösen, die ihm sonst ferner liegen. Im übrigen: Jeder macht aus solcher Begegnung und Begebenheit, wozu er das Zeug hat.

Ich habe in England einen Schmerz erlebt. Erst gegen Ende meines Aufenthalts in London erfuhr ich, daß der hochangesehene Bischof von Southwark mir für unsre Londoner Tage Gastfreundschaft und Herberge angeboten habe. Den Brief, der mir die Einladung bringen sollte, habe ich niemals erhalten. Dieser Bischof von Southwark war aber kein andrer als der einstige Bischof von Rochester, mit dem ich 1901 den Briefwechsel über die Buren gehabt habe. Nun war es von vorn herein mein Herzenswunsch gewesen, durch diese Englandsfahrt den „Bischof von Rochester“ kennen zu lernen und mit ihm mich auszusprechen. Wie mußten also die gastfreundlichen Absichten des Mannes mich erfreuen! Aber der Schmerz, den ich erlebte, ist nun eben der, daß trotz Briefen und Telegrammen hin und her auch nur zu einem Besuche bei dem Bischof keine gelegene Zeit mehr zu gewinnen war. Ich kann nur hoffen, daß mir die herbeigesehnte Begegnung doch noch einmal vergönnt sein wird. Wie wichtig würde mir unsre Unterredung auf dem ernsten Hintergrunde von 1901 jetzt für all das sein, was ich hier zu sagen habe!

Von dem ganzen Kreuzzuge kann doch aber kein Zweifel sein, daß er Briten und Deutschen näher gebracht hat! Man sagt uns: ja die Männer, die uns hinübergerufen haben, möchten es gewiß ehrlich genug gemeint haben; aber von denen hange ja das Geschick der Staaten nicht ab; und das Volk drüben sei doch gleichgültig geblieben. Das ist nicht unrichtig; aber, an unsre Mission angelegt, ein lächerlicher Maßstab, den wir nicht anlegen! Tatsache ist, daß noch bis zu diesem Augenblick unser Komitee drüben daran arbeitet, die Früchte unsres Aufenthalts festzuhalten. Die Gruppe mag noch so klein sein: wenn sie rührig, verständig und ehrenwert ist, so bedeutet sie Etwas. Und wir? Auf unsrer Seite bedeutet die Englandfahrt noch immer genau soviel, als wir daraus zu machen wissen.

Ein Krieg zwischen Großbritannien und Deutschland ist ein Unsinn. Das dürfen wir nicht müde werden zu sagen. Gewiß sind die Interessengegensätze zwischen den beiden Völkern und Reichen gewaltig. Das wird auch in eine weite Zukunft hinein so bleiben. Alles, was in dieser Hinsicht über die britische Gefahr seit zehn bis zwanzig Jahren in Deutschland geschrieben wurde, ist richtig. Und was den Briten unbequem und sorglich scheint an uns, ist auch richtig. Es sind materielle Interessen (im Sinn der vierten Bitte!), Lebensnotwendigkeiten, um die es sich für uns wie für die Briten handelt. Aber darum einen Krieg führen, einen Weltkrieg anzünden von ungeheuren, unermeßlichen Folgen, ist kindisch. Das empfinden auch die Nächstverantwortlichen und fürchten sich immer davor. Was also muß geschehn? Andre Formen und Weisen müssen wir finden, uns auseinanderzusetzen. Das ist die Bedeutung der „Friedensbewegung“ von heute, die viel größer ist, als daß sie in den bestehenden „Friedensgesellschaften“ Raum hätte. Und dieser Bewegung kann und darf sich kein Deutscher entziehen, der sein Vaterland und sein Volk lieb hat. Wir Deutschen sind von Hause aus, daran ist mir kein Zweifel, eine kriegliebende Nation vor den anderen zivilisierten Nationen. Aber diesen Trieb müssen wir bändigen, im Zaume halten. Wir

haben noch andere Eigenschaften, die ein gutes Gegengewicht bilden. Und über all unserm Naturwesen steht in Flammenschrift der kategorische Imperativ: „Du sollst". Er ist für uns bewußte Christen ausgefüllt durch das Heilandsgebot der Nächstenliebe. Dafür gibt es keine Grenzen, kein Feindesland. Müssen wir einmal einen Krieg führen, dann soll es ein Krieg mit gutem Gewissen sein. Ein solches gutes Gewissen haben wir heute nicht. Gerade auch den Briten gegenüber nicht.

Summa: wir müssen als Volk unsre auswärtigen Angelegenheiten ganz anders in die Hand nehmen. Es bedarf dafür zunächst keine Verfassungsänderung. Wir sollen jedes Mittel gebrauchen, fremdes Volkstum zu verstehen und Mißverständnisse auszuschließen. Dem britischen Volke gegenüber ist das am nötigsten. Darum muß dorthin die Fühlung am eifrigsten gesucht werden. Jeder ist dazu berufen, im kleinsten Dorf kann man daran arbeiten. Was, auch unter Führung der Sozialdemokratie, innerhalb unsrer Industrie-Arbeiterschaft dafür geleistet ist, wollen wir nicht gering schätzen. Aber unsre gelehrten Stände haben ihre Schuldigkeit nicht getan. Und unsre Kirchen auch nicht. Sie haben zwar nicht so grob gesündigt wie unsre Regierung. Aber viel versäumt, und vor allem ihr Teil Verantwortung nicht empfunden. Das muß ihnen mit Zähigkeit vorgehalten werden, bis sie es endlich wissen und einsehn.

R

Die deutschen protestantischen Kirchen in Nordamerika

Schluß. Vgl. Nr. 34, 35, 37

Als kleinste unter den protestantischen Kirchen ist eine Korporation von Geistlichen zu nennen, die für sich selbst den Namen „Kirche" oder „Synode" ablehnt und sich im Jahre 1882 aus einem „Bunde" zu einem „Verein der unabhängigen evangelisch-protestantischen Prediger" organisierte. Dieser Verein bestand bis 1895 aus etwa 60 Predigern, die selbst als Verein zusammengetreten waren, während ihre Gemeinden in keiner anderen Weise in Verbindung standen als dadurch, daß sie sich gemeinsam an dem vom Verein herausgegebenen Blatte „Der protestantische Hausfreund" beteiligten. Jede Gemeinde hat ihre eigene Konstitution. Von einem ausgeprägten Bekenntnisstandpunkt ist in diesen Gemeinden kaum zu reden, da ja nach dem persönlichen Einfluß des Pastors den Gemeinden ein verschiedener Stempel aufgedrückt wird. Je nach der Häufigkeit des Predigerwechsels machen sich dann auch verschiedene Strömungen in den Gemeinden breit. In früheren Jahren ist der Verein mehrfach mit dem Verein der Freiprotestanten Deutschlands verglichen worden, doch trifft der Vergleich heute kaum zu, da grade die kirchenpolitischen Ziele, welche die deutschen Freiprotestanten vereinigen und zusammenbinden, diesem Verein fern liegen. War die Zahl der Mitglieder von Anbeginn gering, so hat das doch leider nicht verhindern können, daß 1895 eine Spaltung eintrat, von der freilich naturgemäß die Gemeinden nicht mitbetroffen wurden, da ein inniges Verhältnis unter ihnen nicht bestand. Die Geistlichen selbst aber bilden seit dieser Zeit zwei Vereine:

1. den Verein der Prediger der Deutsch-evangelisch-protestantischen Kirche von Nordamerika,
2. die Evangelisch-protestantische Prediger-Konferenz.

Ersterer Verein hat heute als Organ die „Kirchenzeitung" und besteht aus 39 Predigern, die sich in drei Distrikte (Pittsburg, Cincinnati und westlicher Distrikt) gliedern. Beide Vereine gehen von der Ansicht aus, daß es den Gemeinden und Predigern gestattet sein muß, ihre Unabhängigkeit völlig zu wahren. Der erste hat als religiöse Grundlage „das Evangelium Jesu Christi, dessen Auslegung der vom heiligen Geist geleiteten Vernunft freigegeben wird"; die Konferenz anerkennt „das Evangelium Jesu Christi" schlechthin. Ein eigenes Seminar besitzen diese Verbände nicht. Die älteren Mitglieder sind der Mehrzahl nach noch auf deutschen Universitäten ausgebildet, während die jüngeren, welche ihre Ausbildung in Amerika empfingen, an verschiedenen Seminaren anderer Denominationen studierten, vielleicht mit besonderer Bevorzugung des unitarischen Seminars in Meadville, Pa. Der längere Zeit gehegte Plan, sich mit dieser theologischen Schule behufs Ausbildung von Predigern in eine geregelte Verbindung zu setzen, ist an der Opposition der mehr konservativ gerichteten Glieder des Vereins gescheitert. Das Organ des Vereins sowie sein Jahrbuch „Der protestantische Volkskalender" sind recht tüchtig redigierte, irenisch gesinnte Blätter. Das Organ der Konferenz, „Das Sonntagsblatt", verrät wenig von der Eigenart der Konferenz, da es, mit Ausschluß der speziellen Gemeindenachrichten, zu gleicher Zeit auch als Blatt einer methodistischen Gemeinschaft dient. Beide Vereine haben gegenüber den deutschen Synoden Amerikas einen schwierigen Stand, da bei der Neubesetzung von Gemeinden die Synoden fast stets versuchen, die meist größeren unabhängigen Gemeinden an sich zu ziehen. Der dabei gebrauchte Vorwand, der den Synoden das Recht zum Eingreifen geben soll, ist gewöhnlich der, daß den Gemeinden bisher das rechte Evangelium noch nicht gepredigt sei. Die unabhängigen Gemeinden selber sind zum Teil recht alte Gemeinschaften; da sie aber außer der Pflege von Waisenhäusern keine eigenen, zu unterstützenden Wohltätigkeitsinstitute oder Missionen haben, ist der Sinn für die kirchliche Liebestätigkeit nicht so geweckt, wie bei den synodalen Gemeinden. Dafür aber ist hier die Pflege allgemeiner Wohltätigkeit mehr ausgeprägt.

Die deutsche Brüdergemeine hat ihren ursprünglichen Charakter treu bewahrt, auch in ihrer Theologie. Die heilige Schrift ist ihr die Quelle der wahren Gotteserkenntnis. Aus ihr leuchtet in steigender Klarheit das Angesicht Gottes hervor. Die Gottestaten, die sie berichtet, werden als der Grund aller Glaubenszuversicht zu Gott betrachtet. Der Einzelne hat sein Vertrauen, daß er Gottes Kind ist, weil er zu der heiligen Gemeinde gehört, die aus Israel herausgewachsen ist. Nur der gläubige Christ ist einer „christlichen" Tat fähig, und gläubig ist, wer den Herrn Jesus zum Zentrum seines Lebens hat. Dieser Herr Jesus ist für Gläubige ihr Alles, das Herz des Christen. Der örtliche Mittelpunkt der Brüdergemeinde liegt im Staate Pennsylvania, wo sich auch in Bethlehem das Moravian College and Seminary befindet, das einen vollständigen Gymnasialkursus bietet und zugleich Prediger für den Dienst der Kirche und der Mission ausbildet. Man bemüht sich auch hier die deutsche Sprache zu erhalten, und zu dem Zwecke besteht ein Fonds, von dessen Zinsen Preise für solche Studenten bezahlt werden, die sich im Erlernen der deutschen Sprache besondere Mühe geben. Der allmähliche Uebergang der Gemeinden in die Landessprache macht, insofern es sich um die Zukunft der deutschen Gemeinden handelt, der Brüdergemeine keine Sorge, da diese Kirche selten Glieder an andere Synoden verliert und ihre deutsche Provinz den beiden schon bestehenden englisch sprechenden Provinzen gleichberechtigt angegliedert, mit ihnen in gleicher Weise der von Herrnhut aus geschehenden Verwaltung unterstellt ist. Ganz besonderes Interesse wird der Mission zugewendet; es befindet sich in Amerika wohl kaum eine Gemeinschaft, in der der jährliche Durchschnittsbetrag an Missionsgaben der einzelnen Abendmahlsgenossen sich, wie in der nördlichen Provinz mit ihren fünf Distrikten auf dreieinhalb Dollar (14 Mark) beläuft. Natürlich sind dabei die Gaben für die örtlichen Bedürfnisse der Gemeinden nicht mit eingerechnet.

Die deutschen Baptisten Amerikas haben es bis zum heutigen Tage nicht vergessen, daß der Baptismus in Deutschland, besonders in Hamburg 1837—1842 und zu etwa gleicher Zeit in Berlin, verfolgt worden ist. Aus diesem Märtyrertum der Väter schöpfen die Kinder noch heute Macht. Deutsche Baptisten gab es hier schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, doch blieben sie damals in so geringer Zahl, daß es ihnen nur in seltenen Fällen gelang, regelmäßige deutsche Gottesdienste einzuführen. Erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stoßen wir auf etliche gesicherte Gemeinden ihres Bekenntnisses, aber auch diese erstarkten mehr durch Leute, die hier zum Baptismus übertraten, als durch Einwanderer ihrer Gemeinschaft aus Deutschland. Der letzten Statistik zufolge zählen sie heute 268 deutsche Gemeinden mit einer Mitgliedschaft von 26 274. Verglichen mit den Fortschritten der amerikanischen

Baptisten haben die deutschen nur ein geringes Wachstum aufzuweisen. Der Grund hierfür liegt wohl wesentlich darin, daß die deutschen Gemeinden nie ihren sektenhaften Charakter abgelegt haben. Dazu gehört z. B., daß Pastoren und Laien sich untereinander „Brüder und Schwestern" anreden, und daß das „Du" so verbreitet ist, daß selbst junge Mädchen den ergrauten Seelsorger so anreden. Der Gottesdienst scheint seinen Höhepunkt im Gebet zu haben. Nicht nur der Geistliche leitet die Versammlung ins Gebet, sondern auch die Gemeindeglieder ringen, wenn der Geist sie treibt, im Gebet die Hände. Als Kehrseite macht sich nicht selten in der Predigt ein Ton der Verachtung, des Herabblickens auf das schlichte, einfache Beten, das in andern Kirchen geübt wird, geltend.*) Wie ganz anders hat da die große amerikanische Baptistenkirche alles Sektenhafte abgestreift! Ihr ist das Christentum keine Heilslehre, sondern ihre Religion, die sie in ein Verhältnis zu Gott setzt. Sie dulden in ihrer Mitte Geistliche verschiedener Ueberzeugungen und sind stolz darauf, sie zu haben. Bei den deutschen Baptisten aber finden wir viel guten Willen, viel Opferwilligkeit, viel Armut, aber auch viele Engherzigkeit; ihr Wesen trägt oft etwas Gedrücktes und andererseits Fanatisches. Der Kirchenbesuch der meist kleinen Gemeinden ist hervorragend gut, die Kirchendisziplin stramm, und Lebenszeichen sind in Fülle vorhanden.

Sie haben sich in acht „Konferenzen" organisiert, über denen die „Bundes-Konferenz" steht, welche die allgemeinen Interessen des ganzen Kirchenkörpers in der Hand hat. Durch Mithülfe und auf Anregung amerikanischer Baptisten gelang es 1852 auch den Deutschen zu einem eigenen Prediger-Seminar in Rochester, N.-Y., zu kommen. Seit dieser Zeit hat bei weitem der größte Teil ihrer Prediger dort ihre Schulung empfangen. Dieses Seminar ist in den letzten Jahren durch einen „Dotierungsfond" von hunderttausend Dollar sicher gestellt worden. Der Unterricht wird in deutscher Sprache erteilt. Mit Sorge aber sieht man hier dem allmählichen Schwinden der deutschen Sprache entgegen; denn hier hat sich oft gezeigt, wie mit der deutschen Sprache auch die Eigenart des deutschen Baptismus schwindet. Die gänzlich amerikanisierten Glieder treten über zu den amerikanischen Baptisten und machen dadurch den oft schon kleinen Gemeinden die Lasten ihres Haushaltes noch größer. Die Zeit schreitet über die deutschen Gemeinschaften dieses Bekenntnisses hinweg; wollen sie mit ihr gehen, so bleibt ihnen nur der Anschluß des ganzen Kirchenkörpers an die amerikanische Baptist Church übrig: damit ist dann aber wieder ein Stück Deutschtum, das lange redlich gekämpft hat, untergegangen.

Die Evangelische Gemeinschaft ist zu den methodistischen Körpern zu rechnen. Als am Anfang des vorigen Jahrhunders die methodistische Strömung das Land durchzog, gerieten auch eine große Reihe deutscher Landsleute in diesen Strom. Das Verdienst aber, eine eigene Kirche in methodistischem Sinne gegründet zu haben, gebührt dem lutherischen Laien Jakob Albrecht, einem schon in Amerika geborenen Deutschen, der erst als Laie, dann als Laienprediger nicht geringen Erfolg hatte. Kurz vor seinem Tode kam es im Jahre 1809 zur Organisation einer eigenen Kirche unter dem Namen „Evangelische Gemeinschaft." „Hat die evangelische Gemeinschaft auch nicht einen Doktor der Theologie zum Gründer, so hat sie als solchen einen ehrlichen Ziegler." Schon 1810 wurde von den amerikanischen Methodisten ein Versuch gemacht, die junge Gemeinschaft ganz zu sich zu ziehen, da in ihrer Lehre, Verfassung und Wirkungsart beide Gemeinschaften sich fast gleich waren; aber der Versuch wurde abgelehnt. Seit jener Zeit ist in der Evangelischen Gemeinschaft der Wunsch auf Einigung beider Kirchen bei vielen Gliedern nie ganz verstummt. Die Gemeinden dieser Kirche sind deutsch und englisch, man hat wohl die deutsche Sprache gepflegt, aber sonst ist äußerst wenig von deutschem Geist in ihr zu finden. Wie es oft geht, so auch hier: die kleinen Gemeinschaften tragen die Schwächen, die mit jeder großen Bewegung verbunden sind, länger an sich als die großen Kirchen. Es wird bei ihren Bekehrungsversammlungen ein Aufwand von künstlich gesteigertem Gefühlsrausch verwendet, es findet ein solches Sich-gehen-lassen statt, das einfach als ungesund bezeichnet werden muß. Die Verfassung der Gemeinschaft ist bischöflich, sie hat heute vier Bischöfe. Im November 1907 feierte sie ihr hundertjähriges Bestehen. Die Zahl ihrer Reiseprediger beläuft sich auf 1173, die ihrer Lokalprediger auf 430, die ihrer Mitglieder auf 131 437. Der Missionssinn ist sehr ausgeprägt; wurden doch in den letzten vier Jahren 977 064 Dollar für Missionszwecke verausgabt. Kürzlich ist der Versuch gemacht worden, sich der evangelischen Synode zu nähern, doch ist die einzige Antwort, welche bisher von der Synode darauf erfolgt ist, wenig ermutigend gewesen.

*) Dazu bemerkt ein zuverlässiger Zeuge: „Das Händeringen im Gebet ist mir fremd, es kann ganz gut von einem Individuum aus revival meetings oder methodistischen Versammlungen übertragen und so von Pastor Haupt beobachtet worden sein, ist aber jedenfalls kein Charakteristikum der deutschen Baptisten. Auch der nächste Satz über das Herabblicken auf das schlichte Beten usw. drückt etwas mir Fremdes aus. Ich kenne nur Mißachtung der bloß hergesagten Gebete."

Die Deutschen Methodisten selbst haben sich vollkommen der großen amerikanischen Methodistenkirche eingegliedert und stellen einen nicht unbedeutenden Teil von dieser dar. Schon im Jahre 1844 wurden deutsche Distrikte eingerichtet und 1864 regelmäßige deutsche Konferenzen organisiert. Die Zahl der deutschen Konferenzen beläuft sich auf zehn, die über etwa 780 Prediger und 400 Lokalprediger verfügen. Ganz besondere Erwähnung verdienen die deutsch-englischen Seminare in Berea, Ohio. Von dem Professoren-Kollegium des einen Seminars wird seit 1899 die „Deutsch-amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche" herausgegeben, die auf völlig interdenominationeller Grundlage ruht und in ihrer Weise wohl das tüchtigste deutsch-theologische Magazin Amerikas darstellt. Wie in der Brüdergemeine werden deutsche Gemeinden, welche sich nicht mehr der deutschen Sprache bedienen, einfach den amerikanischen Konferenzen eingereiht, so daß eine schwerwiegende Sprachenfrage hier nicht existiert. Mit dem geistigen Wachstum des amerikanischen Methodismus hat auch der Deutsche hier an Engherzigkeit verloren, an Tiefe gewonnen.

* * *

Um endlich noch ein anschauliches Bild von dem Arbeiten und Leben der deutschen Gemeinden Amerikas zu geben, lasse ich die Geschichte zweier solcher Gemeinden, die sich zu höchster Blüte entfaltet haben, kurz an unserem Auge vorüberziehen. Da ist z. B. die Evangelische St. Pauls-Gemeinde in Chicago. Es war im Jahre 1844, als diese erste deutsche Gemeinde in Chicago zusammentrat. Die wenigen deutschen Männer, die sich zusammenschlossen, trugen das Holz zum Bau des äußerst bescheidenen Kirchleins selbst auf ihren Schultern herbei. Die Kirche war ein einfaches, viereckiges Holzgebäude mit vier Fenstern, das etwa 75 Personen eine Sitzgelegenheit bot. Chicago aber wuchs, neue deutsche Familien kamen herbei, und so beschloß die Gemeinde 1854 eine neue Kirche zu bauen. Es war ein stattlicher Bau, und mit Freude arbeitete die Gemeinde daran, die auf ihrem neuen Gotteshaus lastende Schuld abzutragen. Kaum war dies gelungen, als 1871 der große Brand Chicagos die Gemeinde wieder heimatlos machte, da er die Kirche vollständig in Asche legte. Unentwegt schritt die Gemeinde das dritte Mal zum Kirchbau. Wieder wollte man ein stattliches Gebäude errichten, und es gelang. An demselben Platz, an dem die alte Kirche ein Raub der Flammen geworden war, errichtete man ein wertvolles neues Steingebäude. Endlich hoffte die Gemeinde zur Ruhe gekommen zu sein; aber nun erst sollte die größte Krisis beginnen. Das schnelle Wachstum Chicagos brachte es mit sich, daß die Gegend, in der die neue Kirche errichtet war, ein Geschäftsteil der Stadt wurde, aus dem die Deutschen immer mehr zurückwichen, um weiter nördlich sich anzubauen. Viele, hunderte der zur Gemeinde gehörenden Familien waren allmählich räumlich von ihrer alten Kirche so weit entfernt, daß sie es vorzogen, sich einer Kirche anzuschließen, welche ihnen näher lag. Die alte St. Pauls-Gemeinde sah sich vor die Frage gestellt, entweder langsam eingehen zu müssen, oder aber ihren nördlich gezogenen Kindern nachzuwandern und zwei Meilen weiter nach dem Norden zu zum vierten Mal sich ein Gotteshaus zu errichten. Unendliche Schwierigkeiten lagen im Wege, aber sie wurden überwunden.

Die Gemeinde beschloß den Umzug und baute ihrem Gott im Jahre 1899 ihre jetzige Kirche im Wert von 750 000 Mark. Die Schuldenlast auf diesem Gebäude war anfangs noch so groß, daß von allen Seiten Zweifel geäußert wurden, ob sie die Gemeinde nicht erdrücken würden; allein der gradezu unermüdlichen und sorgenvollen Arbeit des Pastors (R. C. John) und der Gemeinde gelang es, bis zum 31. Dezember 1907 die Schuld bis auf den letzten Pfennig abgezahlt zu haben. Heute blickt das ganze Deutschtum Chicagos auf dies Gotteshaus als auf ein Denkmal deutschen Glaubens und deutscher Frömmigkeit.

In absolutem Gegensatz zur Geschichte dieser Gemeinde hat sich die Entwicklung der deutschen evangelisch-protestantischen sogenannten Smithfield-Gemeinde in Pittsburg, Pa., vollzogen. Dort wo heute sich die Stadt Pittsburg mit ihren Kaminen und Kirchtürmen erhebt, sammelten sich 1782 deutsche Männer in einem als Kirche dienenden Blockhaus zum Gottesdienst. Es befand sich außer dieser Gottesdienststätte auf Meilen im Umkreis sonst noch keine Kirche; aber diese deutsche Gemeinde war berufen, die Mutter einer großen Reihe von anderen deutschen Gemeinden zu werden. Waren die Leute zunächst auch arm, so trat schon 1787 eine große Aenderung in den Verhältnissen der Gemeinde ein, als ihr von den Erben des Wm. Penn das große Grundstück geschenkt wurde, auf welchem bis zum heutigen Tage die Gebäude der Gemeinde sich befinden. Zwar lag zur Zeit der Schenkung das Grundstück noch außerhalb des Stadtbildes, allein die Stadt wuchs und entwickelte sich so, daß heute dieses Grundstück eines der wertvollsten der Stadt ist und die Gemeinde durch dessen Besitz wohl die vermögendste deutsche Gemeinde Amerikas wurde. Mit dieser Schenkung aber war zunächst der Gemeinde noch nicht viel geholfen, denn immer aufs neue entstanden in ihr Zwistigkeiten zwischen ihren lutherischen und reformierten Gliedern. Da die Gemeinde selbst eine vermittelnde Haltung einnahm, zogen zu verschiedenen Malen ganze Scharen von Gliedern ab, um sich zu neuen Gemeinden zusammenzuschließen. Gleichwohl blieb die Muttergemeinde stark genug, um in den Jahren 1819, 1833 und 1875 auf dem alten geschenkten Grundstück eine immer größere und schönere Kirche bauen zu können. Zwar hat im Laufe der Jahre diese Gemeinde dieselbe Erfahrung durchmachen müssen, wie die Paulskirche in Chicago, daß ihren Gliedern der Weg zur Kirche zu weit wurde und sie sich deshalb anderen Gemeinden anschlossen, doch hat sie trotz äußerst vorteilhafter Angebote sich nie entschließen können, das alte Pennsche Erbe abzugeben, und ihre historische Bedeutung hat darin bestanden, die Mutter vieler deutscher Kirchen Pittsburgs geworden zu sein. Sie selbst aber ist noch heute eine feste Burg starken Deutschtums und hat grade in den letzten Jahren wieder manche ihrer einst verlorenen Kinder zu sich zurückkommen sehen.

Aus diesen beiden Bildern ist ersichtlich, von welchem ungeheuren Wert in Amerika es für eine Gemeinde ist, sich den stets neuen und veränderten Bedürfnissen neuer Zeiten anzupassen, und wie die Kirche, ihre Lage und ihre Schönheit, ein Hauptmoment auch im religiösen Leben der Gemeinde ist. Die Kirche einer Gemeinde stellt für die junge Generation stets ein Stück Glaubensleben ihrer Väter dar; im Glauben werden Kirchen gebaut, und der Glaube der Kinder sieht es als seine Pflicht an, das Erbe der Väter zu bewahren. Dies ist es, was der deutsch-amerikanische Sprachgebrauch mit dem Worte „Gemeindebewußtsein" bezeichnet.

Hans Haupt

Gedanken zur Gemeinschaftsbewegung

Vgl. 1907 Nr. 14 und 1908 Nr. 8, 39 u. 42

1. Es würde die Landeskirche sprengen, wenn je nach der wechselnden Zusammensetzung der obersten Kirchenbehörden oder Synodalvorstände den verschiedenen Richtungen links oder rechts gegenüber das Urteil der Nichtzugehörigkeit zur Landeskirche ausgesprochen würde.

2. Die Landeskirche umfaßt entweder die Mannigfaltigkeit der verschiedensten geschichtlich wachsenden Typen evangelischer Frömmigkeit und den Geistesaustausch zwischen ihnen unter Kampf und Frieden — oder sie sinkt zur Sekte herab.

3. Subjektivistische Richtungen zu Gunsten eines uniformen landeskirchlichen Typus entrechten heißt: demselben Verdikt verfallen, welches Schleiermacher[1]) über die Vertreter des Rationalismus seiner Zeit ausgesprochen hat:

> Warum mißtrauen aber die Verehrer der natürlichen Religion gleich Jedem, der etwas Eigentümliches in seine Religion bringt? Sie wollen eben auch gleichförmig sein, nur entgegengesetzt dem Extrem auf der andern Seite, den Sektierern meine ich, alle gleichförmig im Unbestimmten. So wenig ist an eine besondere persönliche Ausbildung zu denken durch die natürliche Religion, daß ihre echtesten Verehrer nicht einmal mögen, daß die Religion des Menschen eine eigene Geschichte haben, und mit einer Denkwürdigkeit anfangen soll. Das ist ihnen schon zu viel: denn Mäßigkeit ist ihnen Hauptsache in der Religion; und wer Etwas zu rühmen weiß von plötzlich aus den Tiefen des Innern sich entwickelnden religiösen Erregungen, der kommt schon in den üblen Geruch, daß er einen Ansatz habe zur leidigen Schwärmerei. Nach und nach soll der Mensch religiös werden, wie er klug und verständig wird, und alles Andere, was er sein soll; durch den Unterricht und die Erziehung soll ihm das Alles kommen; Nichts muß dabei sein, was für übernatürlich oder auch nur für sonderbar könnte gehalten werden.

4. Das was man landläufig — aber ohne geschichtliches Recht — als „methodistisch" bezeichnet, ist in seiner Bedeutung von Schleiermacher erkannt, wenn er schreibt:[2])

> Religiöse Menschen sind durchaus historisch; das ist nicht ihr kleinstes Lob, aber es ist auch die Quelle großer Mißverständnisse. Der Moment, in welchem sie selbst von dem Bewußtsein erfüllt worden sind, welches sich zum Mittelpunkt ihrer Religion gemacht hat, ist ihnen immer heilig, er erscheint ihnen als eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit, und sie reden nie von dem, was ihnen eigentümlich ist in der Religion, und von der Gestalt, die sie in ihnen gewonnen hat, ohne auf ihn hinzuweisen.

5. Wer jeder „methodistisch" gefärbten Frömmigkeit das landeskirchliche Recht abstreitet, vergißt den kirchengeschichtlichen Zusammenhang von Luther zu Spener zu Zinzendorf zu Wesley; er vergißt die kräftigste Aeußerung der Landeskirche, die Mission, welche wesentlich im Pietismus und der Brüdergemeinde wurzelt; auch muß er folgerichtig einen bedeutenden Teil unserer Gesangbuchlieder streichen und die Konfirmation abschaffen.

6. Die Urkunden der Mannigfaltigkeit innerhalb der heutigen deutschen Gemeinschaftsbewegung liegen in den gedruckten Protokollen der Gnadauer Pfingstkonferenzen vor. Hierauf ist Jeder hinzuweisen, der von ihr die Meinung hat, sie fordere durchgehend die Bekehrung als einen Vorgang, „der sich bei Allen in den gleichen bestimmten Formen vollzieht."[3])

7. Bei dem dermaligen Stande der evangelischen Theologie ist es nicht wohlgetan, eine Richtung wegen ihrer Tauflehre aus der Kirche zu verweisen. Es ist noch heute richtig, was Schleiermacher schreibt:[4])

> (Es) ergibt sich leicht, wie weit die Meinungen über Wert und Wirksamkeit der Taufe auseinander gehen können, ohne daß wir berechtigt wären, weder die nach der einen noch die nach der anderen Seite hin am weitesten Auseinandergehenden für unchristlich zu erklären.

8. Auch der, welcher „überall, wo getaufte Christen sind, das Vorhandensein der Kirche anerkennt, indem er vertraut, daß alle getauften Christen, die nicht widerstreben und gleichgiltig sind, nach dem Maß ihres Glaubens an

[1]) „Ueber die Religion", 5. Rede, 7. Auflage S. 205. — Ich weiß, wieviel kritischer Stoff, der noch heute der Beachtung wert ist, auch gegen das pietistische Christentum seiner Zeit in Schleiermachers Anmerkungen zu den Reden enthalten ist. Um so wichtiger aber erscheinen die breiten Strömungen des Ganzen, welche uns in günstigem Sinne weit über die übliche Verurteilung der jetzigen Gemeinschaftsbewegung hinausführen und ihren für alle Zeiten denkwürdigen Quellort in der Herkunft Schleiermachers aus der Brüdergemeine haben. Auch hier zeigt sich Schleiermachers überragende Größe; beide Seiten haben von ihm viel zu lernen, viel zu empfangen: Glut und Weitherzigkeit und Gerechtigkeit und das Auge für Gottes Hand im individuellen Geistesgebilde. — Unterstreichung oben von mir.

[2]) S. 210 a. a. O. — vgl. auch Anm. 10 zur 5. Rede, ein Muster abwägenden Urteils.

[3]) Aus dem Danziger Gutachten. Sperrung von mir.

[4]) Glaubenslehre § 136, 4.

Gott teilnehmen"[3]) — auch ein solcher kann die äußerlich rechtlich verfaßte Kirchenorganisation nicht gleichstellen mit dem Leibe Jesu Christi; sondern ihn treibt der Auftrag seines Erlösers: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch" grade den „Widerstrebenden und Gleichgiltigen" ein Führer zum Glauben zu werden.

9. Keinem Gliede der evangelischen Landeskirche kann es verboten werden, das allgemeine Priestertum aller Gläubigen in engerem oder loserem Zusammenhange mit den berufenen Dienern am Worte auszuüben und mit Andern vereint nach Kolosser 3, 16 zu leben. Vielmehr hat das Amt des Wortes nach Epheser 4, 12 eben die Zubereitung aller Glieder der Gemeinde zur Dienstleistung am Ganzen als Ziel.[5])

10. Die augenblicklich feindselige Stellung der „Gemeinschaftsbewegung" gegen die theologische Arbeit der Gegenwart wird ebenso im Laufe der Entwicklung überwunden werden, wie kirchengeschichtlich verwandte Bildungen mit zunehmender Schulung ihrer Lehrkräfte Klärung und Kraftzufluß aus dem Strome der Wissenschaft empfangen haben. (Vgl. Brüdergemeinde; Basler Missionshaus; Dissenters in England und Amerika.)

11. Umgekehrt kann grade eine religionsgeschichtliche Theologie keinen bessern Anschauungsstoff in der Gegenwart und keinen bessern Schutz gegen rationalistische und nivellierende Irrungen finden, als in dem Ergriffenwerden vom Gemeinschaftschristentum.

12. Summa, auch hier gilt, was einst über einen andern theologischen Kampf gesagt worden ist:[6])

Möge dieser Streit nur in seinem sachgemäßen Gange bleiben, und Niemand meinen, daß Gewaltsamkeiten, welche in der Kirche selbst geübt werden, das Feuer seien, in welchem sich am sichersten ausweist, wer mit Stroh gebaut habe, und wer mit köstlichen Steinen.

Friedrich Simon

Verschiedenes

Aus einem Leben „voller Leuchten und Wunder". Zum Andenken an Martin Brennecke, cand. med. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1908. 100 S. 1,20, gebunden 2 Mk.

Ein Freund unsrer Christlichen Welt setzt in diesem Büchlein seinem frühvollendeten 21jährigen Sohne ein Denkmal der Liebe. Kurzes Lebensbild, Auszüge aus den Briefen des Sohnes an Eltern und Freund, Auszüge aus seinem Tagebuch, einige Aufsätze von ihm, Verzeichnis seiner sorgfältig ausgewählten Bibliothek — schließlich die Reden, die über des Jünglings Grabe gehalten wurden, das ist der äußere Inhalt des Büchleins. Das Schöne an dem inneren Gehalt dieser Gabe ist die Reinheit und der Idealismus dieser begabten, Gott suchenden Jünglingsseele, die sich in aller Schlichtheit und Tiefe offenbaren. Es steht noch nicht schlecht um unser Volk, wenn solche Jugend ihm erblühen kann. Es steht aber auch hinter dem jungen Leben ein wundervolles Vertrauensverhältnis zwischen Vater und Sohn, ein Geben und Nehmen schönster Art. Gott segne das Büchlein an Vätern und Söhnen. D R

Der religiöse Unsterblichkeitsglaube. Von Th. Steinmann. Eine religionsvergleichende Studie. Berichte des theologischen Seminariums der Brüdergemeine in Gnadenfeld, Heft VIII. Leipzig, Jansa 1908. 70 S. 2 Mk.

Die Glaubensgedanken des Christentums treten in dieser Untersuchung viel bestimmter hervor, als der Titel erwarten läßt; sicherlich nicht zum Nachteil des Lesers, der statt verworrener, vieldeutiger Umrisse, die ihn im Grunde ermüden, ein lebensvolles Bild in klaren, festen Linien erhält. Das Resultat läßt sich in zwei Hauptsätzen aussprechen. 1) Der christliche Unsterblichkeitsglaube ist, auf seinen Ursprung untersucht, als Konsequenz des christlichen Gottesglaubens zu verstehen. Wer eine andere Wurzel für ihn in Anspruch nimmt, etwa die Scheinerfahrungen des primitiven Seelenglaubens, verdunkelt die Beziehungen, in denen er allein lebendig werden kann. 2) Der christliche Unsterblichkeitsglaube ist seiner Substanz nach universaler Vollendungsglaube mit ethischer Tendenz. Dadurch grenzt er sich ab von der naturalistischen Betrachtungsweise des Pantheismus, wie er durch die eingestiftete Beziehung zum Gottesgedanken den einseitigen Moralismus Kants mit Einschluß der peinlichen Postulatentheorie überwindet. Die Vergeltungsidee und die phantastischen Zukunftsbilder, in denen aufgeregte Einbildungskraft schwelgt, sinken zu peripherischen Momenten herab: ein Christ braucht durch den entschiedenen Verzicht auf Alles, was in dieser Richtung liegt, nicht ärmer zu werden, sein Glaube kann im Gegenteil durch Reduktion gewinnen. — Der Gang der Untersuchung ist einleuchtend und durchsichtig. Ein energischer Ernst im Erfassen der Probleme verbindet sich mit wohltuender Gedankenklarheit. Bei aller Kürze zeigt diese Abhandlung aufs neue die erprobte Umsicht und wissenschaftliche Tüchtigkeit der Gnadenfelder Theologie. Heinrich Scholz

Das Verhältnis von Taufe und Kirche im Sinne des Kirchenrechts und des lutherischen Bekenntnisses. Von Pfarrer Lic. Ernst Rietschel. Leipzig, G. Wigand 1907. 32 S. 50 Pfg.

Diese kurze Schrift rechne ich zu den besten und klärendsten Erzeugnissen auf dem Grenzgebiet zwischen Religion und Recht, Theologie und Jurisprudenz. Geschichtliches Wissen, methodische Klarheit, Geschick, ja Eleganz der Formulierung sind hier an ein Problem gewendet worden, das bisher arg im Dunkeln lag. Ich möchte die Schrift der bekannten Abhandlung von Hans von Schubert über die evangelische Trauung vergleichen, die auch verdient, immer von neuem beherzigt zu werden. Denn wie Schubert den religiösen Wert der Trauung, so stellt Rietschel den der Taufe ans Licht, indem er sie aus dem Zusammenhange mit der Rechtsordnung evangelischer Kirchenkörper herauslöst und sie rein nur als Akt zur Begründung der Heilsgewißheit würdigen lehrt. Rietschel tritt damit in scharfen, aber vollkommen berechtigten Gegensatz zu dem im deutschen Kirchenrecht und in der Verwaltungspraxis der evangelischen Kirchen zäh festgehaltenen, aber vom Staatsrecht, vom allgemeinen Sprachgefühl und der Sitte längst durchbrochnen Satze: Die Mitgliedschaft der evangelischen Kirche (Rechtskirche) wird durch die Taufe erworben; ein Ungetaufter ist kein Christ. Zu welchen Ungeheuerlichkeiten dies führt, dafür nur ein auch von Rietschel angeführtes Beispiel aus meiner Nachbarkirche. Bekanntlich ist das Dilltal alter Sektenboden. Dort gibt es eine Gemeinschaft, die sich die „entschiedenen Christen im Dilltale" nennt und die Kindertaufe verwirft. Ein Mädchen aus dieser Gemeinschaft verlobte sich mit einem landeskirchlichen Protestanten, das Paar suchte die kirchliche Trauung nach. Das nassauische Konsistorium entschied, das betreffende Mädchen sei als Nichtchristin anzusehen, da es nicht getauft sei, und es sei daher die Trauung zu verweigern! Dabei sind diese Leute, — wie ich hinzufüge, die ernstesten, opferwilligsten Mitarbeiter an christlicher Liebestätigkeit. Rietschel fordert nachdrücklich Anerkennung des Satzes, daß als Glieder der Rechtskirche alle die zu gelten haben, die als Kinder christlicher Eltern geboren sind, und er begründet diesen Satz so ausgezeichnet aus den Bekenntnisschriften, aus 1. Kor. 7, 14 und aus der Vernunft der Sache, daß man zu der Erwartung berechtigt ist, er werde damit durchdringen. E Foerster

Die Bedeutung der Kindertaufe. Predigt in der Martin Lutherkirche zu Dresden, gehalten von Pastor Lic. Dr. Viktor Kühn. Dresden, Ungelenk 1907. 20 Pfg.

Eine schöne Ergänzung zu der eben besprochenen Schrift. Mit rein religiösen Motiven preist die Predigt die Bedeutung der Kindertaufe für den Getauften selbst wie für Gemeinde und Eltern, den Trost, den die Tatsache zu schenken vermag: Ich bin getauft, und den Ernst der Verantwortung, den die Taufe denen auferlegt, die ein Kind zu erziehen und zu bilden haben. E Foerster

Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, herausgegeben von Lic. Dr. Heinrich Hoffmann und Lic. Leopold Zscharnack. Gießen, Alfred Töpelmann.

1. Quellenheft: Spaldings Bestimmung des Menschen (1748) und Wert der Andacht (1755), mit Einleitung neu herausgegeben von Lic. Horst Stephan. 1908. 44 S. 1 Mk.

3. Quellenheft: John Tolands Christianity not mysterious 1696, übersetzt von W. Lunde, eingeleitet und unter Beifügung von Leibnizens Annotatiunculae 1701 herausgegeben von Lic. Leopold Zscharnack. 1908. 148 S. 3 Mk.

Die beiden vorliegenden Quellenhefte bringen wichtige Dokumente zur Geschichte der theologischen Aufklärung in Europa und Deutschland. Spaldings Abhandlung über die Bestimmung des Menschen kann sich freilich mit Fichtes mächtiger Kundgebung vom Jahre 1800 nicht vergleichen; aber der Herausgeber zählt sie mit Recht zu den besten Stücken der deutschen Aufklärungsliteratur. Schlichte Gedanken, mit würdigem Ernst in schmuckloser Sprache vorgetragen, durch frommen Sinn belebt und vertieft — so hat der Verfasser seine Leser gewonnen, und man versteht die bedeutende Wirkung, die seine Schrift durch 13 Auflagen hervorgebracht hat. Der Vorsehungsglaube rückt in das Zentrum des Christentums. Manches erinnert unmittelbar an Albrecht Ritschl, so wenn wir auf S. 26 lesen, daß das Höchste, worauf die Ehrbegierde des Menschen sich richten könne, erreicht sei: „wenn der, der Alles siehet, der mit einem Blick alle Empfindungen und Bewegungen in Millionen Welten durchschaut, wenn der mitten unter dieser Menge auch mich siehet und billiget." Wo solche Töne anklingen, wird die historische Belehrung, um derentwillen die Neuausgabe unternommen ist, ein innerer Gewinn, der die Lektüre doppelt lohnt.

In Tolands „Christentum ohne Geheimnis" wird der geschichtliche Abstand, der uns von der Denkweise des Urhebers trennt, viel deutlicher sichtbar. Aber sein Werk hat Epoche gemacht und verdient als erste durchschlagende Kundgebung des englischen Deismus das aufmerksame Studium aller derer, die sich mit der Kirchen- und Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts genauer befassen. Die deutsche Uebertragung befriedigt nicht ganz; sie könnte wohl glatter und abgerundeter sein. Immerhin wird sie mit Dank benutzen, wer des englischen Originals nicht mächtig ist. Der Schwerpunkt des

[5]) Vgl. auch Schleiermacher a. a. O. Rede 4 „Ueber das Gesellige in der Religion."

[6]) Schleiermacher, Glaubenslehre, Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Tolandschen Werkes liegt in den Untersuchungen über den Begriff des Mysteriums im Neuen Testament. Unter scharfen Vorstößen gegen Papisten und orthodoxe Protestanten wird durch historische Exegese und Kritik bewiesen, daß Mysterien als undurchdringliche Glaubenswahrheiten, denen man willenlos zu gehorchen hat, auf evangelischem Boden ein Unding sind. Das Christentum ist rational, d. i. weder unvernünftig noch übervernünftig, sondern eine transparente Erscheinung, die grade durch ihre Allverständlichkeit eine mächtige Werbekraft entfaltet hat. Der Offenbarungscharakter des Christentums wird dadurch nicht gefährdet, sondern im Gegenteil erst recht gewürdigt; denn eine Offenbarung, die Unverständliches enthüllt, ist ein offenkundiger Selbstwiderspruch. Ein Kapitel über das Wesen der Vernunft liefert die erkenntnistheoretische Grundlegung, die vielfach auf Lockeschen Einsichten fußt, ohne dessen logische Präzision zu erreichen. — Der Herausgeber hat eine ausführliche Einleitung vorangestellt, in der er die geistige Konstellation der Zeit und die Schicksale des Buches und seines Verfassers eingehend bespricht und jeden billigen Wunsch noch Erleichterung des Verständnisses überreich befriedigt. Daß Leibnizens Anmerkungen beigefügt sind, wird jeder Kenner mit Freuden begrüßen. Heinrich Scholz

Die Katholiken in Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart. Von Dr. Hans Rost. Köln, Bachem 1908. 87 S. 2 Mk.

Während die „Inferiorität der deutschen Katholiken" sonst ein Lieblingsthema der Reformkatholiken und der akatholischen Presse ist, wird sie hier von einer kirchlich und politisch unbestritten korrekten Persönlichkeit erörtert. Die Grundlagen gibt die Statistik. Das Ergebnis ist: Es besteht „einmal eine Unterbilanz der Katholiken in materieller und finanzieller Beziehung, sodann eine Zurückgebliebenheit auf dem Gebiete der Wissenschaft, der höheren Studien." In materieller Beziehung weisen Rosts statistische Belege z. B. bei der Einkommensteuer ein durchschnittliches Zurückbleiben der katholischen Zensiten hinter den evangelischen um die volle Hälfte nach. In geistiger Beziehung fällt besonders die um durchschnittlich fast 20% zu geringe Beteiligung der Katholiken am realistischen Bildungsgang ins Auge. Die Ursachen dieser doppelten Inferiorität sieht Rost vorzugsweise in äußeren Verhältnissen geographischer, politischer und historischer Art. Ein inneres Verschulden des Katholizismus selbst gibt er nur insofern zu, als die „Grundstimmung des katholischen Volkes" eine „unbewußte Unterschätzung des Wertes von Wissenschaft und Reichtum für die Kultur des Katholizismus" aufweise. Aber er ist der Ueberzeugung, daß das Wesen des Katholizismus eine andere Stellung verlange, ein kraftvolles Eintreten in alle Gebiete des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens: „Auf den ersten Blättern der Bibel steht das für Katholiken und Protestanten giltige große Kulturprogramm eingeschrieben: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan." Nach dieser Richtung hin aufklärend zu wirken, ist der Zweck der Schrift.

Die Historisch-politischen Blätter der Görresgesellschaft haben an Rosts Schrift ausgesetzt, daß die Erörterung der Ursachen der sogenannten Inferiorität nicht tiefgreifend genug sei. Noch mehr wird sich dieser Eindruck dem protestantischen Leser aufdrängen. Die äußerlichen Tatsachen, die Rost als Erklärung nennt, stellen meistens geradezu selbst wieder Fragen dar, die einer Erklärung dringend bedürften. Erst wenn es gelänge, auch sie aus rein äußerlichen Ursachen zu erklären, wäre der Beweis erbracht, daß das „Wesen des Katholizismus" keine Schuld an dem Zurückbleiben seiner Bekenner trägt. Auch sonst fordern manche Dinge zum Widerspruch heraus, so besonders die ohne den geringsten Versuch eines Beweises vorgebrachte Behauptung, daß die Protestanten „in Anwendung auf das Wirtschaftsleben bei weitem nicht dieselbe Zartheit der inneren Gewissensstimme zeigen wie die Katholiken — sicherlich die Katholiken der germanischen Rasse" (sic!). Doch mag das Bedürfnis, die bitteren Wahrheiten mundgerechter zu machen, hier als Entschuldigung dienen.

Und bittere Wahrheiten sind es ja, die Rosts Schrift für das katholische Deutschland enthält. Daß sie so rückhaltlos ausgesprochen wurden, darin liegt eine Tat, welche die höchste Achtung verdient. Und ebenso achtenswert ist die ernste, sachliche Art, mit welcher die führende Zentrumspresse Rosts Ausführungen und Anregungen aufgenommen hat. Wer den eigenen Mängeln so offen ins Auge zu sehen vermag, muß ein gutes Vertrauen zur Stärke seiner Sache haben. Jedenfalls aber ist der Weg, der hier betreten ist, viel fruchtbringender als die bisher üblichen ewigen Anklagen gegen Andere, Anklagen, auf deren Recht übrigens gerade von Rosts Ergebnissen aus weithin ein zweifelhaftes Licht fällt. Wie kann z. B. der katholische Volksteil zahlenmäßige Parität in der Besetzung der Beamtenstellen verlangen, so lange das Angebot aus seinen Reihen nicht dem Prozentsatz der Kopfzahl entspricht? A Dörrfuß

Die zweite Haager Konferenz, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung. Von A. H. Fried. Leipzig, B. Elischer 1907. 218 S. 3,50 Mk.

Die Grundlagen des revolutionären Pacifismus. Von A. H. Fried. Tübingen, J. C. B. Mohr 1908. 68 S. 1 Mk.

Das internationale Leben der Gegenwart. Von A. H. Fried. Leipzig, B. G. Teubner 1908. Aus Natur und Geisteswelt, Band 226. 111 S. 1 Mk.

Das erstgenannte Buch von A. H. Fried ist für den Deutschen keine ganz angenehme, aber doch eine fruchtbringende Lektüre. Fruchtbringend insofern, als es uns in trefflicher Weise unterrichtet, mit welch heiligem Eifer und welch großem Erfolge auch auf dem zweiten Haager Kongreß am Ausbau einer internationalen Rechtsordnung fortgearbeitet worden ist. Schmerzlich ist dabei nur der Eindruck, daß einer der wichtigsten Fortschritte, die hätten erreicht werden können, das obligatorische Weltschiedsgericht, durch die reaktionäre Haltung des deutschen Reiches gescheitert ist und daß schließlich deshalb wieder allgemeine Mißstimmung gegen uns Deutsche geherrscht hat. Und doch sollte das Weltschiedsgericht nur in Bezug auf gewisse Dinge von untergeordneter Bedeutung obligatorisch sein, war mithin gänzlich ungefährlich. Die düstere Prophezeiung des Autors für die Folgen, die sich daraus in der auswärtigen Politik für Deutschland ergeben würden, sind nur zu schnell in Erfüllung gegangen: wir brauchen nur an die sogen. Einkreisung des vergangenen Sommers zu erinnern, an die wieder dann unsere Chauvinisten das gefährliche und frivole Verlangen eines „Präventivkrieges" geknüpft haben, bis die Umwälzungen in der Türkei die drohenden internationalen Verwicklungen bezüglich Mazedoniens beseitigten. Aus der Tatsache, daß diese, den wahren Interessen unserer auswärtigen Politik so abträgliche Haltung unserer Reichsregierung auf dem zweiten Haager Kongreß damals fast von der gesamten deutschen Presse und von den Parlamentariern aller bürgerlichen Parteien im Reichstag gebilligt worden ist, sehen wir, wie verständnislos auch die Mehrzahl der Gebildeten bei uns immer noch den großen Problemen der internationalen Organisation gegenüber steht. Unter diesen Umständen sind auch die beiden andern Büchlein des unermüdlichen und geistvollen Vorkämpfers der Friedensbewegung A. H. Fried freudig zu begrüßen. Schon der Verlagsnahme Der Grundlagen des revolutionären Pacifismus beweist uns die bedeutsame Wandlung, daß jetzt wenigstens die Wissenschaft den Pacifismus ernst nimmt, was sie freilich schon längst hätte tun sollen. Denn wie in dem Büchlein selbst trefflich dargelegt ist, handelt es sich bei dem Pacifismus von heute, den der Verfasser den revolutionären nennt, nicht mehr um den Kampf gegen die Erscheinung des Krieges, die doch in dem anarchistischen Zustand der Welt durchaus begründet und deshalb auch nicht auszurotten war, sondern um den Kampf gegen diesen Anarchismus der Welt selbst durch Ausbau einer internationalen Organisation. In diesem Zusammenhang behandelt der Verfasser die heutige Weltverfassung, die Schiedsgerichtsbarkeit, die Abrüstung, Krieg und Friede, die internationale Organisation der Zukunft und das Programm für die Aktion, die darauf hinauslaufen muß, diesen sich allmählich vollziehenden Organisationsprozeß zu schützen gegen mannigfache hemmende Einflüsse der Gegenwart wie die nationalen Vorurteile, und ihn nach Möglichkeit zu begünstigen durch Förderung des Verkehrs, des internationalen Rechts, durch eine Ethisierung der Politik. Wie weit dieser zur internationalen Organisation führende Prozeß heute schon vorgeschritten ist, lehrt uns das dritte Büchlein von A. H. Fried: Das internationale Leben der Gegenwart. Der Autor charakterisiert selbst seine Studie treffend als einen „Bädeker für das internationale Land"; er will die Skepsis weiter Kreise überwinden, indem er das Netz der internationalen Organisationen vorführt, das sich heute schon über die Kulturwelt ausbreitet, und der Leser wird erstaunen, welche Fülle von offiziellen (staatlichen) und privaten internationalen Verbänden heute schon vorhanden sind. So wird mählich vor unseren Augen zur Wirklichkeit, was einst die Utopie kühner Seher gewesen. Man kann den trefflichen Schriften von A. H. Fried gar nicht genug Verbreitung wünschen. Denn ihre Kenntnis wird unser Bürgertum aus der geistigen Stagnation herausführen, in der es sich auch bezüglich dieser eminenten Kulturfrage im Gegensatz zur Sozialdemokratie befindet, und die gemeinsame Erkenntnis von dem, was not tut, kann nur dazu beitragen, einerseits Uebertreibungen eines ungesunden Internationalismus, wie sie uns bei der Sozialdemokratie begegnen, zu beseitigen und andrerseits getrennte Volksschichten zu gemeinsamem Streben auch auf internationalem Gebiete wieder zusammenzuführen. Walther Schücking

Der Zweikampf. Von Hans Fehr, Professor des Deutschen Rechts zu Jena. Antrittsrede. Berlin, Karl Curtius 1908. 64 S., 2 Tafeln. 2 Mk.

Die Zusendung dieser Schrift verdanke ich wohl meiner Besprechung der Duellbroschüren in Nr. 43. Ich kannte und schätzte sie vorher. Sie stellt manches zurecht, was uns aus der Vergangenheit des modernen Duells durch v. Belows bekannte Schriften von 1896 geläufig ist. Aber der Hieb des alten Corpsstudenten wider die Antiduelliga im Eingang der Rede rechtfertigt sich durch den Inhalt der Rede nicht, und in der Hauptsache behält von Below Recht, wenn auch Fehr zum Schluß bekennen muß: „Fremde Wellen haben uns überflutet . . . Eine Entartung, an der wir heute noch kranken . . . Wir haben auch nicht die Duellsitte, sondern die Duellunsitte von unsern romanischen Nachbarn entlehnt . . ." R

Kleine Mitteilungen. Zum Verständnis der in letzter Nummer empfohlenen Predigt von Ragaz, Gottesdienst und Parteidienst, sei nachträglich hingewiesen auf den eingehenden Artikel von Wernle im Oktoberheft der Neuen Wege (Basel, Exp. R. G. Zbinden, Druckerei): Von unsern kirchlichen Parteien und dem letzten Wahlkampf in Basel.

Ueber Gemeinschaften und Gemeinschaftsbewegung bitten wir vorläufig keine Artikel mehr einzusenden. Es muß für eine Weile Schluß sein über diesen Gegenstand. Vgl. nächste Nummer.

Der letzte Artikel über die deutschen protestantischen Kirchen in Nordamerika ist zu unserm großen Bedauern durch so viel Aktuelles lange zurückgehalten worden. Er hat zum Glück an seinem Wert dadurch nicht verloren.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freitag 20. November 8¼ Uhr im Haus der Gesellschaft für vaterländische Kultur: Glaube und Naturwissenschaft, Geist und Materie. Prof. Dr. Holdefleiß.

Cassel. Mittwoch 2. Dezember 8¼ Uhr Evangelisches Vereinshaus: Die Eisenacher Versammlung. Prof. Sandrock.

Chemnitz. Dienstag 24. November: Die Liebe Gottes. Oberl. Dr. Liebe.

Cöthen. Mittwoch 25. November 4 Uhr in Rumpfs Hotel: 1. Bericht über Eisenach. 2. Woran liegt die mangelnde Beteiligung am Gemeindeleben? Grape-Ziebigk.

Dresden. Mittwoch 25. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I: Zur Reform des Religionsunterrichts.

Görlitz. Donnerstag 26. November 8 Uhr Hotel zur Krone: Wie suchte die mosaische Gesetzgebung die soziale Frage zu lösen? Frl. Kunert, Lehrerin.

Halle a. S. Mittwoch 25. November 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Sind die sittlichen Grundsätze der Bergpredigt auf die Verhältnisse der Gegenwart anwendbar?

Korschen. Montag 23. November Mittags 12 Uhr Bahnhof, Wartesaal II. Klasse: Bericht über Eisenach. Pfarrer Lappoehn und Schmidt.

Magdeburg. Mittwoch 9. Dezember 4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Die Psychologie der Ekstase, cf. Zeitschrift für Religionspsychologie. Band II Heft 6. Dr. Weidel.

Nordhausen. Mittwoch 25. November ½5 Uhr Hotel Schneegaß: Eisenach II. Hälfte: Christl. Gewerkschaften; Wobbermin.

Oldenburg i. Gr. Montag 23. November 8 Uhr in der Bavaria: Das Evangelium und die Welt. Frau Oberkirchenrat Haake und Oberlehrer Pfannkuche.

Westpreußen. Freunde der Christlichen Welt werden behufs Zusammenschlusses gebeten, ihre Adressen an Pfarrer Jacobi-Thorn einzusenden.

Freie landeskirchliche Vereinigung für das Grossherzogtum Hessen

Im großen Saal des Evang. Vereinshauses zu **Mainz**: Vortragsreihe von Prof. D. Meinhold-Bonn. Die Entwicklung des christlichen Gottesglaubens im Alten Testament bis auf Jesus.

3. Am Freitag, den 20. November: Was brachte Jesus Neues?

Jedesmal Abends 8 Uhr. Mit Aussprache. Eintritt für Jedermann frei.

Als Gemeindehelfer

oder Stadtmissionar sucht Stellung ein in Brüderhaus und Seminar ausgebildeter Mann (37 J. alt). Auskunft erteilt **Pastor Cl. Schultz, Hamburg.** Offerten unter **W. D.** an den Verlag.

Bremer Beiträge

zum Ausbau und Umbau der Kirche

Hrsgeber: Julius Burggraf

Verlag: Alfred Töpelmann, Gießen

Jährlich 4 Hefte Mk. 4.50, Einzelheft Mk. 1.50

III. Jahrgang 1. Heft: Unser christologischer Liberalismus vom Herausgeber — Ist das Christentum lebensfeindlich? von A. Frederking — Der Modernismus in protestantischer Beleuchtung von K. Braasch — Furcht und Kraft von J. Bode — Aus einem Briefwechsel mit Pfleiderer über die christologische Frage — Friedrich Paulsen — Feldens Angriff und seine Wirkung im liberalen Lager (Burggraf).

Kolonial-Lichtbilder

In Benzingers Sammlg. v. Lichtbildern für Vortrag u. Unterricht sind erschienen:

Bilderserien:		Verf. des Textes:
1. **Deutsch-Südwest**	64 Bilder	*Dr. Paul Rohrbach*
2. **Kamerun und Togo**	71 „	*Dr. Paul Rohrbach*
3. **Deutsch-Ostafrika**	74 „	*Dr. Paul Rohrbach*
4. **Südseekolonien**	80 „	O. St. R. *Dr. K. Lampert*
5. **Kolonien** (Auswahl aus 1—4) .	80 „	Reallehrer *O. Dambach*
6. **Evg. Mission i. d. Kolonien** .	70 „	Pastor *C. Paul.*

Text zu 1—4 Mk. 2.—; Text zu 5 u. 6 Mk. 1.50.
Leihgebühr der Bilder: Serie 1—4 Mk. 9.—; 5 u. 6 Mk. 10.—
(Etwa dreiviertel der Bilder sind künstlerisch koloriert.)

Theodor Benzinger, Lichtbilderverlag, Stuttgart.

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Alexander Duncker
Berlin

Nr. 44. Die monistische Kirche — Die Abgrenzung der theologischen Richtungen. (Fortsetzung) — Strömungen und Unterströmungen in der Gemeinschaftsbewegung — Aus Preußen: Die Organisation der Evangelischen Vereinigung; Zur Besetzung der theologischen Professuren in Berlin; Trennung von Kirche und Staat — Mission: Aeußere Mission und moderne Theologie — Mancherlei

Nr. 45. Die Abgrenzung der theologischen Richtungen. (Schluß) — Die Brandenburgische Provinzialsynode — Aus Preußen: Zum Pfarrbesetzungsgesetz; Die Vorgänge in der Berliner Heiligkreuzgemeinde — Mancherlei

Nr. 46. Die Brandenburgische Provinzialsynode — Die Sächsische Provinzialsynode — Die 12. Schlesische Provinzialsynode — Aus Preußen: Aus der Brandenburgischen Provinzialsynode; „Das Reich“ — Mission: Der Allgemeine ev.-prot- Missionsverein — Mancherlei

PIANOS von Mk. 380 an HARMONIUMS von Mk. 33 an

Höchster Rabatt. Kleine Raten. Miete. **Prachtkatalog Mk. 6 gratis.**
Größter Umsatz. **Allergünstigste Bezugsquelle.** Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, GIESSEN Obweg 153

Soeben erschien:

Die Reden Jesu

Verdeutscht u. vergegenwärtigt
von
Dr. Johannes Müller

Band I: Von der Menschwerdung
1. bis 10. Tausend. Gebunden M. 4.

Das Buch setzt fort, was „Die Bergpredigt“ begonnen hat. In ihm sind die Worte Jesu aus dem Leben heraus verstanden und für das Leben dargeboten.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg. Oskar Beck, München.

DDr. **Geyer-Rittelmeyer**

Gott und die Seele

1½ Jahre nach der ersten in **5.** und **6.** Auflage erschienen.
Ein ungeahnter Erfolg
für ein Predigtbuch. 7½ M. geb.
Heinrich Kerler, Verlags-Cto., Ulm a. D.

Florenz

Deutsch - Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.**

Stiftungsverlag in Potsdam

* Auguste * Victoria

Neu! Neu!

Das Lebensbild der deutschen Kaiserin
Dem deutschen Volke dargeboten
von
Ernst Evers
Vierte Auflage

Mit einem Titelbilde, 65 Abbildungen im Texte nach Photographien und Naturaufnahmen 320 Seiten. Vornehme Ausstattung.
Einbandzeichnung von Prof. Doepler-Berlin
Preis 5 Mark

Die vorliegende 4. Auflage ist völlig neu bearbeitet und fast doppelt so umfangreich wie die vorhergehenden. Sie bietet nicht nur eine Lebensgeschichte der Herrscherin, sondern auch eine Uebersicht über die gesegnete Vereinstätigkeit, welche unser Volk der Anregung der Kaiserin verdankt. Eins der vorzüglichsten Geschenkwerke dieses Jahres.

Allen Freunden einer sinnigen, echt deutschen Kunst empfehlen wir:

Bildermappen

fürs deutsche Haus
von
Rudolf Schaefer

I. Slg. **Frau Musica** 6 Zeichn. M. 1.— 2. Aufl.

II. Slg. **Großvater u. Großmutter.** 6 Zeichn. M. 1.— 2. Aufl.

Neu! III. Slg. **Neu!**
Allerlei Lichter
7 Zeichnungen. **Mk. 1.25**

Aus dem Lobe der Presse:

„Dem Freund einer sinnigen, gemütvollen, echt deutschen Kunst muß das Herz im Leibe lachen, wenn er sich sinnend in diese Radierungen versenkt, welche die Anmut und tiefe Empfindung der Originale treu wiedergeben.“
Das Reich.

„Äußerst preiswert . . . Sie können die Blätter unbesehen kaufen.“
D. Rade in der Christlichen Welt.

„. . . voll intimer Reize, man entdeckt immer neue Feinheiten, heimliche Schönheiten und Freuden.“ Dresdner Anzeiger.

„. . . es geht ein Zug ähnlichen Behagens durch seine Bilder, wie sie uns ehedem die poesievollen Schöpfungen Ludw. Richters bereiteten.“ Reichsbote.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für evangelisch-kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bietet ernst gesinnten evangelischen Frauen und Mädchen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren **unentgeltliche Ausbildung** (incl. Wohnung und Beköstigung) zur **selbständigen Berufsstellung als Diakonieschwestern** in der evangelisch-kirchlichen Gemeinde- und sozialen Wohlfahrtspflege.

Zweijähriger Kursus. (1 Jahr Ausbildung im Volkspflegeseminar in Dieringhausen, 1 Jahr Ausbildung in der Krankenpflege.)

Eintritt kann **ev. sofort** erfolgen.

Desgl. bildet der Rhein.-Westf. Diakonieverein **ernst gesinnte evangelische strebsame junge Männer** mit guter Volksschulbildung im Alter von 18—25 Jahren **unentgeltlich** (unter Gewährung von freier Wohnung und Beköstigung) **zu Gemeindehelfern,** Jugendhelfern, Erziehungsgehülfen etc. aus.

Dreijähriger Kursus in der Diakonenschule (Waisenheim) zu Wolf a. d. Mosel. Eintritt erfolgt ev. am 1. Oktober cr.

Anfragen und **Anmeldungen** sind portofrei unter Beifügung des Rückportos an den Vorsitzenden des Vereins, **Pfarrer Heim** in **Lennep** (Bez. Düsseldorf) zu richten.

In der Sonne

liegt Licht und Leben,
im Sturmvogel
Bewegung und Schnelligkeit.

Erwerben Sie eine Sturmvogel-Maschine und Sie kommen herrlich voran. Fahrräder, Nähmaschinen und Zubehörteile in hochvollendeter Ausführung zu soliden Preisen. Katalog umsonst.

Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 178.

Lebensziele

Eine Einführung in die Grundfragen des religiös-sittlich. Lebens für die Jugend und ihre Freunde

Hrsg. von Lic. **Otto Zurhellen.** Unter Mitarbeit von Lic. Gottlieb Traub und Else Zurhellen-Pfleiderer

gr. 8. In Originalgeschenkband M. 4.80

„Ich habe lange nichts gelesen, was mich so in tiefster Seele erbaut und gestärkt hat. Eine umfassende Kenntnis unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens auf seinen Höhen und in seinen Tiefen, mit seinen Licht- und Schattenseiten verbindet sich hier mit einem feinfühligen sittlichen Urteil.“ *Pfarrer Foerster. Die Gemeinde. Frankfurt a. M. VII. Jahrg. Nr. 13.*

Verlag Quelle & Meyer, Leipzig

Mitteilung!

Im Anschluß an die kürzliche Voranzeige in der „Christlichen Welt“ teile ich hierdurch mit, daß das neue Andachtsbuch:

Morgenandachten für das ganze Jahr

Dargeboten

von den

Freunden der Christlichen Welt

soeben zur Ausgabe gelangt ist.

Umfang 26 ½ Bogen

Preis: Broschiert Mk. 5.—, in Leinwand gebunden Mk. 6.50, in Leder mit Goldschnitt Mk. 10.—.

= Zur Ansicht durch alle gutgeleiteten Buchhandlungen. =

Ein Prospekt steht unberechnet zu Diensten.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Ingeborg Maria Sick

Von Erde bist du genommen.

5 Novellen: Bärbel – Im Land Tirol – [illegible] Herz. – [illegible] – [illegible]. – [illegible] von Pauline Klaiber.

Preis fein gebunden M 5.–

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 329 283 888 M. Vermögensbestand 115 203 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1907: 3 449 494 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90 % der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Probenummern
der Christlichen Welt versendet unentgeltlich an jede Adresse
der Verlag

Im Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh** erscheint:

Für Gottes Wort und Luthers Lehr!

Biblische Volksbücher in Verbindung mit andern herausg. von Lic. th. Dr. phil. **J. Rump.** Preis der Serie von 10 Heften 6 M. — Jedes Heft ist einzeln käuflich. Soeben erschienen Serie I:

Heft 7. **Die Irrtumslosigkeit Jesu.** Von D. L. Schulze. 70 Pf.
„ 8. **Der Prophet Amos als Prediger für unsere Zeit.** Von Hans Bahr, Oberlehrer. 50 Pf.
„ 9. **Der Sieg des Erhöhten** in der Geschichte der Heidenmission. Von Pfarrer R. Gareis. 60 Pf.
„ 10. **Paulus, der Apostel der Heiden.** Von D. Nösgen. 60 Pf.

Ein neues apologetisches Unternehmen, das die Ergebnisse positiver Forschung allen Gebildeten in wissenschaftlicher und doch allgemein verständlicher Sprache als Schutzwehr und Angriffswaffen wider Hyperkritik und Unglauben darbieten will.

Das Weihnachtsbuch von W. Steinhausen

Geschichte von der Geburt Christi — in zirka 40 Bildern und Vignetten. Von 5 Mk. herabgesetzt auf 3 Mk. — Für Weihnachtsprogramme und zur Illustration von Weihnachtsnummern sind Klischees leihweise zu haben. Probeabzüge gegen Rückgabe.

Kommissionsverlag **Georg D. W. Callwey, München**

Verlag von **Eugen Salzer** in **Heilbronn**

Soeben ist erschienen:

G. Traub, Ethik und Kapitalismus

2. verb. u. verm. Aufl. Mk. 4.20, geb. Mk. 5.—

Wohl das beste Zeugnis für die Bedeutung dieses Werkes hat das (Kath.) Jahrb. für Zeit- und Kulturgeschichte 1907 abgegeben: „Ein äußerst anregendes Buch, reich an Vorzügen materieller wie formeller Natur, bei dessen Lektüre man nur ein Bedauern nicht los werden kann, daß ein protest. Theologe den katholischen in der Untersuchung dieses Gebietes zuvorgekommen war.“

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

33. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 23. Sellin, Das Rätsel des deuterojesajanischen Buches (Zillessen) — Helbing, Grammatik der Septuaginta (Wackernagel) — Müller, Beiträge zur Erklärung und Kritik des Buches Tobit (Schürer) — Smend, Alter und Herkunft des Achikar-Romans und sein Verhältnis zu Aesop (Ders.) — Henle, Der Ephesierbrief des hl. Apostels Paulus (H. Holtzmann) — Barth, Einleitung in das Neue Testament (Schürer) — Pott, Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung (Bousset) — Prince, The ancestry of our english Bible (Bousset) — Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, herausg. von Büchi und Kirsch, I. Jahrg. (Bossert) — Lang, Der Heidelberger Katechismus und vier verwandte Katechismen (Cohrs) — *Μπαλανοῦ, Ἡ Λουκάρειος ὁμολογία* (Meyer) — *Βελανιδιώτου, Ὁ πολύφημος καὶ πολύσοφος Κύριλλος ὁ Λούκαρις* (Ders.) — *Μπαλανοῦ, Ἡ περὶ δικαιώσεως διδασκαλία* (Ph. Meyer) — — — *Εἶναι ἡ θεολογία ἐπιστήμη* (Ders.) — *Πετρακάκος, Οἱ μοναχικοὶ θεσμοί* (Ph. Meyer) — Ernst, Aufgabe und Arbeitsmethode der vergleichenden Religionsgeschichte (E. W. Mayer) — Richert, Philosophie, Einführung in die Wissenschaft (Elsenhans) — Lipps, Mythenbildung und Erkenntnis (Ritschl).

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei literarische Beilagen von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg und von der Verlagsbuchhandlung J. F. Steinkopf in Stuttgart